J. van. P 1086.

J. can. p. 1086

Ursprung der weltlichen Macht der Päbste.

Aus dem Französischen des Herrn Abbts von Vertot.

Sammt einem Anhange von den Rechten der deutschen Kaiser auf das päbstliche Gebiet und das sogenannte Eigenthum des heiligen Peters.

Ravenna und Pentapolis
1781.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Da die Schriften des Herrn Abbts von Vertot von unbefangenen Gelehrten jederzeit mit einer vorzüglichen Achtung sind aufgenommen worden, so glaubte ich mich um den aufgeklärtern Theil des deutschen Publikums würklich verdient zu machen, wann ich einen Theil derselben durch gegenwärtige Uebersezung in seine Hände lieferte. Der Verfasser wählte einen heicklichen

Ge-

Gegenstand, den er aber mit einer so ruhmwürdigen, und ihm eigenen Unpartheylichkeit behandelte, daß man sich verwundern muß, wie einige falsche Zeloten seiner Nation in einer pur politischen Sache soviel anstössiges für den Katholicismus haben finden können. Wer unpartheyisch und vernünftig denkt, wird die Warheit ohne Mühe aufdecken, sie liegt in der Geschichte.

Der Herausgeber.

Ursprung der weltlichen Macht der Päbste.

Sieben ganze Jahrhunderte verflossen, ohne daß eine andere glänzende Eigenschaft, als die Schlüsselgewalt, den Römischen Stuhl der Welt verehrungswürdig machte. Gregor der zweyte und dritte waren die ersten Päbste, die dem

geistlichen Ansehen eine weltliche Macht beyzulegen, und das höchste Priesterthum mit einem Theil der Reichsverwaltung zu vereinbaren suchten. Bis auf die Zeiten des großen Konstantins hatten die Nachfolger des heiligen Petrus nichts von ihm angeerbt, als seine Ketten und die Verfolgungen, die sich meistens mit dem Martertod endigten: allein nach der Thronbesteigung dieses Fürstens hörten die Verfolgungen auf; die Anzahl der Glaubigen vermehrte sich; das Christenthum unter einem christlichen Kaiser ward die herrschende Religion: man bauete Kirchen zur Ehre des wahren Gottes, und Konstantin, der dem Gottmenschen seine Siege und sein Reich zu verdanken hatte, überhäufte dessen Diener aus Erkanntlichkeit mit Wohlthaten. Von dieser Zeit an sind einer Würde, die zuvor pur geistlich war, Schlösser, Dörfer, Einkünften,

mit

mit allem dem Schimmer und der Ehre, die beträchtliche Reichthümer zu begleiten pflegen, begesellet worden: doch waren dieses nur noch Ehren ohne Macht, Reichthümer ohne Herrschaft: dann obgleich in der Folge Konstantin den Sitz seines Reichs nach Konstantinopel verlegte, so behielten doch er und seine Nachfolger sich ihre unmittelbare Oberherrlichkeit, so wie über ganz Italien, also auch über Rom vor. Die Päbste waren höchstens die erste ihrer Unterthanen: selbst die Wahl derselben ware ohne die kaiserliche Bestättigung ungültig. In Rom, und den vornehmsten Städten Italiens wohnten kaiserliche Statthalter, welche ihre Verhaltungsbefehle von jenen, die in der Geschichte unter dem Namen der Exarchen bekannt sind, empfiengen. Diese erste Staatswürde, die man jener eines Vicekönigs vergleichen kan, wurde

von zerschiedenen kleinen Armeen unterstüzet, welche meistens in dem römischen Gebiet, und in den Gegenden von Ravenna gelagert waren: sie mußten das kaiserliche Ansehen in diesen Ländern behaupten, und die zerschiedene Einfälle der wilden Völker abtreiben, die sich in dem fünften Jahrhundert eines beträchtlichen Theils von Italien bemächtiget hatten.

Die Herulen regierten da die ersten: diesen folgten die Ostrogothen; und so wohl die eine als die andere breiteten ihre Herrschaft bis über die Stadt Rom aus. Die Päbste gehorchten dazumal bald heidnischen, bald arianischen Königen. Belisar, und der verschnittene Narses, beede Feldherren des Kaisers Justinian, zerstörten die Monarchie der Gothen, und brachten dem Reich seine vorige Würde zurück. Hofränke, die aber nicht zu

mei-

meinem Stofe gehören, hatten den Narses zurück berufen: indessen überschwemten die Longobarden, ein andres wildes Volk aus Steyrmark, diese reichen Provinzen, und bemeisterten sich gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts dieses ganzen Theils von Italien, der sich von den Alpen bis an das römische Gebiet (das Grosherzogthum Toscana mit begrifen) erstreckte. Alboin ihr König, nachdem er Verona, Vinzenza, Mayland, und mehrere der beträchtlichsten Städten disseits des Po Flußes erobert hatte, schlug den Sitz seiner Regierung in Pavia auf.

Die Nachfolger des Alboins, eben so kriegerisch und unternehmend wie er, suchten ihrer neuentstandenen Monarchie durch Eroberungen, so viel möglich, eine feste Dauer zu geben; zerschiedene Häup-

ter dieser Nation überfielen die Gallier, und die Staaten des burgundischen Königs Guntram: aller Orten verheerten sie das Land mit Feuer und Schwert, bis sie endlich von Mumol, einem tapfern Feldherrn des Guntrams, auf das Haupt geschlagen worden. Für die Entschädigung ihrer Verwüstungen mußten sie die Städte Augst und Susa an Guntram abtretten, und man schloß nicht ehender den Frieden mit ihnen, bis sie einen jährlichen Tribut von zwölftausend Goldgulden versprachen. Dieser Tribut wurde von ihren Königen Antarich und Agiluf pünktlich erlegt, bis sich endlich dessen Nachfolger wieder davon los zu machen gewußt haben.

Die nach Italien zurückgetriebene Longobarden beschlossen hier den Entwurf ihrer weitern Eroberungen. Indessen

sen wurden diese beträchtliche Provinzen der Schauplatz beständiger Kriegen zwischen dieser Nation und den Feldherrn der Kaiser. Nebst den Armeen, die das Land mit den Exarchen unterhalten mußte, schickten die Kaiser öftere Verstärkungen aus dem innersten von Griechenland nach Italien: als aber die Sarazenen und Araber sich in der Folge des besten Theils des Orientalischen Reichs bemächtigten, blieben diese Hilfsvölker aus; die Longobarden gewannen die Oberhand, und Agiluf ihr König, um den Italiänern seine Herrschaft weniger verhaßt zu machen, schwur in dem Jahr 593. die arianische Sekte ab. Seine Nachfolger erweiterten ihre Eroberungen unvermerkt bis unter die Stadtthore Roms; und im achten Jahrhundert besassen die orientalische Kaiser in Italien außer der Stadt Rom mit ih-

rem Gebiet, Ravenna, Pentapolis, Apulien und Calabrien nichts mehr. Mit ihren Staaten hatten sie auch ihr Ansehen verloren: und alles machte sich die Entfernung der Monarchen, und die Schwäche der Regierung zu Nutzen.

Die untergebene Militar- und Staatsbediente glaubten berechtiget zu seyn, die Befehle der Exarchen nach ihrem Eigendünkel und Eigennuz auszulegen: die wechselseitige Eifersucht unterhielt diese Zwietracht, und die einzige Furcht vor den Longobarden hielt sie noch dem äußerlichen Scheine nach vereinigt, obgleich der größte Theil unter sich mistrauisch und gehäßig war.

Bey dieser Verfassung hatten auch die Päbste in ihrer Unterwürfigkeit gegen die Kaiser unter dem Vorwand, daß ei-

nige

nige derselben gewise den Grundlehren der wahren Kirche zuwiderlaufende Irrthümer begünstiget hätten, sehr nachgelassen. In der Hauptsache hatten sie nicht unrecht, allein ihre Vorwürfe waren jederzeit mit einem Stolz begleitet, der für die diesen höchsten Monarchen schuldige Ehrfurcht sehr beleidigend ware. Die Geschichte der Bilderstürmer, davon wir hier einen kurzen Auszug zu liefern gesinnet sind, wird zeigen, wie gut sie diese Neuerung zu Verbreitung und Festsezung ihrer weltlichen Macht zu brauchen gewußt haben.

Leo der Isaurier, von niedriger Geburt, hatte die Krone einzig und allein seiner besondern Tapferkeit zu verdanken: er war durch alle Stufen der Kriegsdienste dazu gelanget, und hatte sich beynahe zwey Jahre durch eine Reihe von

Siegen und glücklichen Eroberungen seinen Nachbaren fürchterlich, und seinen Untergebenen anbethungswürdig gemacht: in diesem hohen Grade des Ansehens, und einer unumschränkten Macht, welche gemeiniglich das Glück zu begleiten pflegen, glaubte er eben so berechtiget zu seyn die Streitigkeiten der Religion, wie jene des Staats und der Waffen zu entscheiden. Ein Syrier, Bezerus mit Namen, seiner Religion ein Mahometaner, den er sich zum Vertrauten gemacht, stellte ihm die Verehrung der Bilder als eine häßliche Abgötterey vor: dieses ware schon genug, um selbe eigenmächtig und mit Gewalt aus allen Kirchen von Konstantinopel auszuschaffen.

Der damalige Patriarch German wiedersezte sich dieser Neuerung mit einer un-

unüberwindlichen Standhaftigkeit, und er wurde von jenem Theil der Klerisey, der vom Hof nichts zu hoffen hatte, eben so wie von dem größten Theil des Volkes unterstüzet.

Der Hof selbst mußte ihn anfänglich behutsam behandeln: seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit machten ihn auch seinen Feinden verehrungswürdig; er verband mit diesen Vorzügen eine seltene Bescheidenheit, welche diejenigen, so in geistlichen Würden stehen, so sehr erhöhet; er war mildthätig gegen die Armen, und gegen männiglich herablassend. Der Kaiser, um ihn zu gewinnen, versuchte erstlich die Schmeicheley, und darauf die Drohungen: als er ihn aber auf beeden Seiten unbeweglich fand, machte man ihm seine Standhaftigkeit zu einem Staatsverbrechen. (Dieses ist

oft

oft auch unter den besten Fürsten das Verbrechen der Unschuldigen, und derer, die man stürzen will) Einige Bischöffe hatten dem Monarchen zu gefallen gleiche Gesinnungen angenommen.

Der Kaiser ließ ohne vorgegangene rechtmäßige Ausschreibung einen Theil der Geistlichkeit zusammen rufen. Die Hofparthie war die stärkere: der Irrthum wurde bestättiget; die Verehrung der Bilder untersagt, und der fromme Patriarch als ein Abgötterer seiner Würde entsezet, und in ein Kloster verwiesen, wo er seine Lebenstäge elend schließen mußte. Einige Schriftsteller behaupten sogar, daß ihn der Kaiser selbst zum Tod befördert habe, um sich den Zeugen seiner Ungerechtigkeit, und den Feind seines Irrthums vom Hals zu schaffen.

Leo

Leo ein Sektierer ohne Gelehrsamkeit, und hartnäckig auf einer Meynung, die er nicht einmal verstund, ließ sich nichts mehrer angelegen seyn, als den Irrthum auch in Italien, und besonders in Rom durch den Beyfall der Päbste zu verbreiten. Er schickte daher dem Exarchen Paul gemessene Befehle, vermög welchen er die Verehrung der Bilder auf das schärfeste verbieten, und sie aus allen Kirchen ausmustern sollte: er erklärte sogar alle diejenige als Rebellen des Reichs, die sich seinen kaiserlichen Verordnungen widersezen wollten. Allein er erfuhr gar bald die Schwäche seiner Macht in Italien, die dem gebieterischen Ton seiner Befehlen bey weitem nicht mehr gleich kam, und Pabst Gregor II., welcher damals auf Peters Stuhl saß, hatte hinlängliches Ansehen

in Rom, um die Bekanntmachung derselben zu unterdrücken.

Die Päbste hatten sich von den Zeiten Konstantins des Großen an sowohl durch ihre Frömmigkeit, als durch den Vorzug ihrer Würde nicht nur allein in Rom, sondern in ganz Italien eine ausserordentliche Hochachtung erworben, welche durch ihre unermeßliche Einkünften, die sie von allen Gegenden der Christenheit bezogen, und meistens zur Zierde der Kirchen, und zum Unterhalt der Armen verwendeten, ungemein vergrößeret worden: den Einfluß dieser Mildthätigkeit verspürten vorzüglich die Bürger der Stadt Rom, und die Innwohner Italiens, welche daher den Päbsten als ihren größten Wohlthätern äußerst zugethan waren. Gregor, dem die Stärke seines Ansehens nicht unbekannt war, widersezte sich

ganz ungescheut der Verkündigung der kaiserlichen Befehlen, und der damalige Statthalter von Rom mußte das erstemal die Stärke einer Macht erfahren, welche um so unumstößlicher war, weil sie die Vertheidigung der Religion zum Grund hatte.

Der Kaiser, welcher gewohnt ware in Orient mit einem unumschränkten Ansehen zu herrschen, ware durch die Widersezlichkeit von Rom äußerst aufgebracht. Er schrieb dem Pabst in dem Ton eines beleidigten Monarchen, und bedrohte ihn als einen Rebellen mit der Landesverweisung.

Gregor II. (andere sagen Gregor III. sein Nachfolger) schrieb ihm zurück: „Die kaiserliche Macht habe eben so„wohl ihre Schranken, wie die geistli-

che

„ che, und gleichwie die Päbste keine „ Gerechtsame über die Gerichtstellen der „ Kaiser und die Vergebung der welt„ lichen Aemter hätten, eben so stünde „ es den Kaisern nicht zu, sich in die „ geistliche Regierung der Kirche zu mi„ schen. „

Gregor, welcher der Zuneigung des Volkes versichert war, unterfieng sich so gar den kaiserlichen Drohungen andere entgegen zu sezen, und mit einer beleidigenden Verachtung seinen Monarchen als einen unwissenden und wahnsinnigen Dummkopf zu behandeln. Er bezeigte gegen seine Macht eben so wenig Achtung, als gegen seine Geistes Fähigkeit: Ich darf mich nur vier und zwanzig Stund weit von Rom entfernen, sagte er, so befinde ich mich schon außer den Gränzen eurer Staaten. Er sezte

hin-

hinzu: „ Ob es gleich rühmlich wäre für
„ die Wahrheit sein Leben aufzuopfern,
„ so finde er sich doch bey diesem An-
„ laß verbunden, dasselbe zum Besten der
„ abendländischen Katholicken zu erhal-
„ ten, die bereit wären die in Morgen-
„ land den Bildern angethanene Unbild
„ mit dem Schwert zu rächen. „

Wirklich hatte der größere Theil des Volkes in den italienischen Städten die Waffen ergrifen, um sich der Ausführung der kaiserlichen Befehlen mit Gewalt zu widersezen: Römer, Italiäner, Griechen, sogar die Longobarden, Freunde und Feinde hatten sich vereiniget die Verehrung der Bilder zu schüzen. Man trat die Bildnisse des Kaisers öffentlich mit Füßen; der Exarch von Ravenna wurde in einem Aufruhr von der Wuth des Pöbels getödtet, und ein gleiches

Schicksal traf den Statthalter von Neapel und dessen Sohn. Die Aufruhr gieng so weit, daß sich sammentliche dem Reich noch unterworfene Völker Italiens entschlossen einen neuen Kaiser zu wählen, und ihn an der Spize einer Armee vor die Thore Konstantinopels zu begleiten. Der Pabst, um sich den Vorwurf zu ersparen, der Urheber und Mitschuldige dieser Unruhen zu seyn, ermangelete nicht die Aufrührer öffentlich zum Gehorsam und Treue gegen ihren Monarchen zu ermahnen, allein in der Stille nahm er schon solche Maaßregeln, daß dem Kaiser außer dem Namen in Italien nichts mehr übrig blieb.

Die Orientalische Kaiser bezogen einen großen Tribut aus Italien, davon ein Theil zum Unterhalt der Truppen verwendet wurde, die das kaiserliche Ansehen

sehen aufrecht halten, und das Land beschüzen sollten. Der Pabst, welcher sich das allgemeine Mißvergnügen der Völker wollte zu Nuzen machen, ließ ihnen durch seine Verordnete bedeuten, daß sie einem kezerischen Monarchen im Gewissen keinen Tribut mehr schuldig wären; weil er sich dessen nur gebrauchte, um neue Truppen nach Italien zu schicken, die seinen Irrthum mit ihren Waffen unterstüzen müßten. Das Volk erfreuete sich, bey Gott einen Verdienst dadurch zu erwerben, daß es einen Ungehorsam ausüben dårfte, der ihm so einträglich war: die gewöhnliche Abgaben wurden verweigeret: die Soldaten ihres Soldes beraubt fluchten auf die neue Lehre, welche die Ursache ihres Mangels war; die meisten liefen davon, und trugen sich dem Pabst an gegen den Kaiser zu dienen.

Der schlaue Pabst, welcher vorsah, daß es bey diesem allein sein Verbleiben nicht haben würde, ließ indessen die Stadtmauren von Rom aufführen, und schickte in alle Städte Italiens beträchtliche Summen, um die Festungswerker herzustellen. Seine mit Geld unterstüzten Rathschläge wurden nach und nach wie Befehle befolget, und er sezte sich dadurch in Stande ein Ansehen zu behaupten, daß dermalen freylich nur noch von dem Eifer und der Zuneigung der Rebellen abhieng, in der Folge aber eine glückliche Wendung zu Festsezung seiner Oberherrschaft nehmen konnte. Ein Entwurf, dessen Ausführung er durch den Tod gezwungen worden dem Gregor *III.* zu überlassen, der im Jahr 731. sein Nachfolger ward.

Die Longobarden entschloßen sich diese Entzweihung zu benuzen, um nach ihren alten Absichten ganz Italien unter ihre Bottmäßigkeit zu bringen. Luitprand ware der damalige König dieser Nation: ein Prinz, den uns die Geschichte eben so politischfromm, als geübt in der Kriegskunst zeiget, und der sich des erworbenen Rufes seiner Frömmigkeit zu Ausführung seiner politischen Absichten treflich zu bedienen wußte. Bey der ersten Erscheinung der kaiserlichen Befehle säumte er keinen Augenblick sich gegen die Bilderstürmer zu erklären: er schien selbst die Päbste in der Abneigung gegen diese neue Irrlehre zu übertteffen.

Der größere Theil der kleinen Städte von Romagne, und der Mark von Ancona, welche an seine Staaten gränzten, von seinem vorgeblichen Eifer betro-

gen, öffneten ihm die Thore, um sich gegen die Abgeordnete des Kaisers zu schützen, die ihnen ihre Bilder abnehmen wollten. Luitprand hätte sich gerne eben so gemächlich von Ravenna, dem Sitz des Exarchen, bemeistert; allein dieser hatte den ganzen Ueberrest seiner Truppen an sich gezogen, und es ware kein anderer Weg, als jener eines gewaltthätigen Angrifes, übrig ihn zu bezwingen: die Longobarden sahen sich genöthiget eine förmliche Belagerung vorzunehmen. Der Widerstand der Griechen, welche eine beträchtliche Anzahl Hilfstruppen von Konstantinopel erwarteten, machte dieselbe sehr langwierig und hartnäckig; als aber Luitprand die Schifsarmee des Kaisers geschlagen, ward der Exarch gezwungen die Stadt zu übergeben, und Luitprand besezte einen Plaz, der ihm die Eroberung von Rom und ganz Italien sehr erleichterte. Die-

Dieser Vorfall, ob er gleich die Vertheidigung der Religion zum Vorwand hatte, sezte doch den Pabst in eine nicht geringe Verlegenheit: die Furcht unter die Herrschaft der Longobarden seiner herschsüchtigen Nachbarn zu fallen, machte ihn sein Betragen ändern.

Es schien ihm in dieser Lage noch erträglicher, sich für den Kaiser zu erklären: ob er gleich ein Sektierer war, so konnte ihm doch seine Macht in einer solchen Entfernung niemal so gefährlich werden: wo hingegen ein so mächtiger und wohlerfahrner Krieger, wie Luitprand war, wann er sich von Rom bemeistern, und seinen Siz dahin verlegen sollte, das aufkeimende Päbstliche Ansehen, das sich seine Vorfahrer mit Begünstigung der Unruhen über die Bürger Roms, und die Reichsunterthanen

Italiens erworben hatten, unfehlbar verschwinden machen würde.

In dieser Absicht nahm Gregor seine Zuflucht zu Ursin Herzog von Venedig, um ihn zu bewegen, die Waffen zu Gunsten der Griechen zu ergreifen: er bewies ihm in einem Schreiben, wie gefährlich die Unternehmungen und neue Eroberungen eines so stolzen Nachbars, wie Luitprand, seinen Staaten seyn könnten: und er beschwor ihn in den dringendesten Ausdrücken alle seine Macht dahin zu verwenden, um Ravenna wiederum unter die Bottmäßigkeit seiner rechtmäßigen Beherrscher des Leo und seines Sohns Konstantins, welchen Leo sich zum Mitregenten des Reichs beygesellet hatte, zurück zu bringen.

Ursin hatte gar nicht nothwendig, daß man ihn über seine eigene Vortheile aufklärte: er hatte eben so viel Ursache als die Päbste über die Vergrößerung der Longobardischen Macht schüchtern zu werden. Er bewafnete sich in der Stille; der Exarch hatte seiner Seits ebenfalls die Ueberbleibsel seiner Truppen zusammen gebracht: sie vereinigten ihre Macht, und Ravenna fand sich eingeschlossen, und belagert, bevor Luitprand nur argwohnen konnte, daß sich seine Nachbaren bewafneten. Die Griechen mit den Truppen des Ursins vereiniget betrieben die Belagerung mit einem solchem Nachdruck, daß die Longobarden, welche eingeschlossen waren, und noch nicht einmal Zeit gehabt, die Festungswerker auszubessern, sich genöthiget sahen den Plaz zu übergeben. Auf diese Art hatte der schlaue Pabst, der sich selbst

zu erhalten noch zu schwach wäre, beede Theile in seine Vortheile zu ziehen gewußt: er sah die Longobarden mit Vergnügen sich wegen der neuen Sekte gegen den Kaiser erklären: dieses Betragen des Luitprands schüzte ihn gegen alle Unternehmungen der kaiserlichen Abgeordneten: als er aber auf der andern Seite beförchtete, diese nämliche für die Verehrung der Bilder so sehr beeiferte Longobarden möchten sich von Rom und ganz Italien bemächtigen, errichtete er ein Bündniß gegen sie, und bewafnete die Völker Italiens unter dem scheinbaren Vorwand, daß er sich als ein getreuer Unterthan für die Erhaltung seines Monarchen des Kaisers verwende; obwohl weder er noch seine Nachfolger eine andere Absicht dabey hatten, als die Zwietracht zwischen den Griechen und Longobarden zu unterhalten, um sich

auf

auf dem Umsturz der einen und der andern Macht eine neue Oberherrschaft zu erbauen, wie wir in der Folge sehen werden.

Es stunde nicht lang an, so erfuhr Luitprand den eigentlichen Urheber der Belagerung von Ravenna, sammt allen den in dieser Unterhandlung mitunterlossenen Kunstgriffen des Pabsts: er entdeckte zugleich eine heimliche Verschwörung, die dieser Pabst mit den Herzogen von Spoleto und Benevent unterhielt, die sich der rechtmäßigen Oberherrlichkeit ihres Monarchen zu entziehen suchten. Gregor bedeckte alle diese geheime Verständnisse mit dem Mantel der Religion, und ließ sich die Erhaltung dieser zween Herzogen unter dem Vorwand angelegen seyn, weil sie in der Vertheidigung der Bilderverehrung so vielen Eifer an Tag gelegt hatten. Al-

Allein Luitprand, ein eben so guter Katholick, als diese zween Rebellen, ließ sich nicht irre machen: er sah wohl ein, daß die Politik größern Antheil an dieser Verbindung hatte, als die Religion, und daß der Pabst nur suchte ihm in seinen Staaten diese Unruhen anzufachen, um den Fortgang seiner Eroberungen zu hindern. Unverweilt gieng er auf die zween Herzoge los, die sich außer Stand befanden ihm zu widerstehen: aus Furcht in seine Hände zu fallen, ergriffen beede die Flucht; und man behauptet, der Herzog von Benevent seye auf dem Meere zu Grund gegangen, indem er seine Sicherheit in Griechenland suchen wollte: jener von Spoleto aber flüchtete nacher Rom, allwo er unter dem Schutz des Pabsts eine Freystatt fand. Aber Luitprand, welcher indessen von Benevent und Spoleto Besitz genom-

men

men hatte, ließ kurz darauf durch einen Gesandten den Herzog von Spoleto von dem kaiserlichen Statthalter Stephan in Rom abfordern, und als er ihm selben auszuliefern verweigerte, zog er mit seiner ganzen Armee vor die Stadt: unterweegs bemeisterte er sich vier kleiner kaiserlichen Pläzen; er verwüstete Campanien, und vorzüglich jene Oerter, die dem Pabst zugehörten; endlich erschien er im Angesicht Roms, und bedrohete die Stadt mit einer Belagerung, wofern man ihm den rebellischen Herzog nicht auslieferte.

Der Pabst sah wohl ein, daß seine Anschläge zu frühezeitig entdeckt worden: er besaß freylich in der Stadt ein grösseres Ansehen als der kaiserliche Statthalter, wegen der Hochachtung, die er sich in den Gemüthern des Volks er-

wor-

worben hatte: allein dieses Volk, welches in einer Aufruhr seiner Obrigkeit so fürchterlich war, fand sich doch zu schwach um eine lange Belagerung gegen geübte und im Kriegsweesen so erfahrene Truppen auszuhalten, wie jene des Luitprands waren: ein Entsatz von Seite des Kaisers ware ungewis, und dem Pabst würde eine solche Hilfe beynahe eben so fürchterlich, als selbst das feindliche Kriegsheer der Longobarden gewesen seyn. In dieser Verlegenheit machte er sich kein Bedenken gegen alle Pflichten, die er seinem Monarchen schuldig war, eine fremde Macht nach Italien zu rufen.

Karl Martel regierte dazumal die Französische Monarchie unumschränkt unter dem Namen und dem schwachen Reich der lezten Merovingen. Dieser

Prinz

Prinz ware der Held seines Zeitalters: er hatte kurz zuvor in der Ebne von Tours über eine zahlreiche Armee der Araber und Sarazenen gesiegt, die aus Spanien nach Frankreich gezogen, und die ganze Landschaft dieß- und jenseits der Loire verwüstet hatten.

Gregor schrieb sehr dringende Briefe an Karl um seinen Schutz gegen die Longobarden zu erbitten, und durch einen Anschlag, bis dahin ohne Beyspiel: um die verlangte Hilfe zu erhalten, trug er ihm das Römische Patriciat und die Würde eines Consuls an: das will so viel sagen: Gregor erklärte sich dadurch unabhängig von der Oberherrlichkeit seines rechtmäßigen Monarchen, welchem die Gewalt allein zustund die Regierung von Rom zu verwalten, und solche Ehrentitel zu vergeben.

In

In dem Schreiben an Karl sezt Gregor hinzu: „ Es wäre zwar der „ heilige Peter mächtig genug sein Ei„ genthum selbst zu schützen, und sich an „ den Longobarden seinen Feinden „ zu rächen: allein dieser große Heilige „ liebe vorzüglich die Zuneigung und „ den Eifer seiner Kinder auf die Pro„ be zu stellen: er beschwor ihn am En„ de des Briefes die Ohren seiner Bitte „ nicht zu verschließen, wenn er nicht „ wolle, daß der heilige Peter ihm ein„ stens die Porten des Himmels eben„ falls verschließe. „

Dieses seltene Gemisch von geistlichen Beweggründen und eitlen weltlichen Absichten machten sehr wenig Eindruck auf das Gemüth dieses Prinzens: er stund ohnehin in einem sehr engen Bündnisse mit Luitprand, der ihm zahlreiche

Ver-

Verstärkungen gegen die Sarazenen geschickt hatte. Wir finden sogar in der Geschichte, daß Karl als ein Zeichen der Hochachtung gegen den König der Longobarden seinen Sohn Pipin bis nach Italien geschickt, um sich von ihm die Haare abschneiden zu lassen (eine Art militarischer Einweihung, die man als den Ursprung der Ritterorden ansehen kan). Karl fand es demnach gar nicht schicklich an diesen Händeln Antheil zu nehmen: er begnügte sich Gesandte an den König der Longobarden abzuordnen, die ihn in seinem Namen ersuchten einiger Ländereyen der Römischen Kirche zu schonen, die man das Eigenthum des heiligen Peters nannte. Luitprand machte in Rucksicht dieses Vorworts einen Waffenstillstand, und zog sich nach Pavia zurück, ohne deßwegen das Eroberte zu verlassen. Der Pabst, der Kai-

ser Leo, und Karl Martel starben in einem Jahr (741.).

Zacharias des Gregors Nachfolger fand eine bequeme Gelegenheit die Franzosen in seine Angelegenheiten zu ziehen. Karl Martel hatte drey Söhne, Karloman, Pipin und Griffon. Vor seinem Tod hatte er die ganze Monarchie unter die zween ältere Söhne getheilet: dem Karloman widmete er (doch nur unter dem Titel eines Obristhofmeisters des königlichen Hauses) die Staaten von Austrasien, Schwaben, und Thüringen: Pipin in der nämlichen Eigenschaft erhielt die Normandie, Burgund, Septimanien, und die Provence: dem Griffon blieben nur noch einige kleine von den Staaten seiner zween Brüder abgeschnittene Ländereyen übrig. Ein besonderer Andachtseifer bewog den Karloman

lomann im Jahr 745. allen irdischen Gütern auf einmal zu entsagen, und ob er gleich Kinder erzeugt hatte, seine Obristhofmeisterstelle sammt der Verwaltung aller ihm anvertrauten Staaten seinem Bruder Pipin zu überlassen. Er verschloß sich in das Kloster Monte Cassino in Italien, allwo er in den Mönchsstand trat. Griffon, ein unruhiger Kopf, welcher unter dem Vorwand einer so ungleichen Ländertheilung die Waffen ergriffen, verlohr was er besaß, und flüchtete sich um Schutz zu suchen nach Bayern. Pipin sah sich also im Besiz der ganzen Französischen Monarchie: ihm mangelte nichts mehr, als der königliche Titel, den noch ein junger Prinz Childeric III. aus dem Stamen Klodowigs führte: Pipin wünschte freylich diesen Titel an sich zu bringen, so wie er die königliche Macht an sich ge-

bracht hatte; allein so sehr er den Adel und die Grossen Frankreichs sich eigen gemacht, so fand er selbe doch noch nicht geneigt die ihrem rechtmäßigen Herrn geschworene Treue zu brechen. Um alle Gewissensbisse zu heben, und seinem ehrgeizigen Unternehmen den Anstrich der Gerechtigkeit und der Frömmigkeit zu geben, entschloß er sich den Pabst in einer so wichtigen Sache zu Rathe zu ziehen: es wurden Abgesandte bestimmt, die man im Namen der ganzen französischen Nation nach Rom abschickte: der schlaue Obristhofmeister war gleich darauf bedacht, daß diese Gesandtschaft zween Männern übertragen wurde, die ihm alles, was sie waren, zu verdanken hatten; der erste war Burkard Bischof von Würzburg, und der zweyte Fulrad Abt von St. Dionys, Erzkaplan des königlichen Hauses, und Erzpriester

von Frankreich. Es war in jenem Zeitalter gewöhnlich den Pabst in wichtigen Vorfällen zu Rathe zu ziehen, nicht nur wegen dem Vorzug seines Stuhls, sondern weil man die römische Klerisey für die gelehrteste und erfahrneste Theologen hielt, und den Pabst als den größten Casuisten der Christenheit betrachtete. Die Abgeordnete Frankreichs fragten den Pabst Zacharias, welchen von beeden er der Krone würdiger fände: oder den jungen königlichen Prinzen, der in der Dunkelheit und Weichlichkeit erzogen dieselbe als ein unnüzes Gewicht tragen würde; oder seinen Obristhofmeister, der, ohne den königlichen Titel zu führen, schon die ganze Bürde der Regierung trug? Zacharias, der die Macht des Pipins eben so gut kannte, wie die Hilfe, die er ihm zu leisten fähig wäre, richtete die Antwort zu seinem Vortheil

 ein:

ein: das Orakel entschied zu Gunsten des Mächtigern. Der Pabst gieng noch weiter, nach dem Beyspiel derjenigen, die ihr Ansehen zu erweitern suchen; anstatt den Rath zu ertheilen, den man von ihm verlangte, erlaubte er das, was man nicht von ihm begehrte. Einige Geschichtschreiber behaupten sogar, daß er in dem Ton eines Gebieters gesprochen, und befohlen habe, den Childeric zu entsezen, und den Pipin anstatt seiner zu krönen: dieses geschah, aber nicht in Kraft des päbstlichen Machtspruches, sondern vielmehr eines allgemeinen Reichsschlusses, welcher zu Soisson in dem Jahr 751. durch die daselbst versammlete Stände der Nation abgefaßt worden, weil die Partie des Pipins über jene des unglücklichen Childerics die Oberhand gewonnen. Dieser neue König ware der erste unter den Monarchen,

der seine Thronebsteigung mit kirchlichen Ceremonien begleitete, um vor den Augen des Volkes die Gewaltthätigkeit einer Handlung zu mildern, die so viel unbilliges und häßliches an sich hatte: vielleicht auch um seiner Person durch dieses geistliche Gepränge ein grösseres Ansehen zu geben, und sie unter dem Deckmantel der Religion vor den Anfällen sicher zu stellen, welchen gemeiniglich unrechtmäßige Besizer der Thronen ausgesezt sind.

Indessen hatte Luitprand aufs neue die Waffen ergriffen, und mit vieler Hize den Eroberungsplan seiner Nation verfolget. Der Pabst, welcher beförchtete, Rom möchte unter die Macht seiner siegreichen Waffen fallen, noch ehe er einige Hilfe aus Griechenland oder Frankreich erhalten könnte, hatte sich

zum König der Longobarden nach Terni verfügt, allwo er das Gemüth dieses Prinzen, der ohnehin voll Frömmigkeit war, so geschickt zu lenken wußte, daß er von ihm den Frieden auf alle Staaten des Kaisers erbat; allein unter dem Vorwand die Pflicht eines getreuen Unterthanens erfüllet, und das Beste seines Monarchen besorget zu haben, war er eigentlich der einzige, der von dieser Unterhandlung den Nutzen einärndete; er bewog den Luitprand der römischen Kirche jene vier kaiserliche Städte als eine Schankung zu überlassen, deren er sich im leztern Kriege bemeistert hatte, und Zacharias machte sich kein Gewissen, dieselbe zum Nachtheil seines rechtmäßigen Monarchen an sich zu bringen.

Dieser Pabst starb im Jahr 752.

Ihm folgte Stephan, den aber die meiste der ältern Geschichtschreiber, weil er seine Wahl nur zween Täge überlebte, und nicht consecriert wurde, dem Verzeichnisse der Päbste nicht einverleibt haben. Ein anderer Stephan, der Zweyte dieses Namens, vormaliger Diakon der römischen Kirche besezte nach diesem den heiligen Stuhl, und fieng wiederum an, nach dem Entwurf seiner Vorfahrer zu arbeiten. Es waren inzwischen auch bey den Longobarden zerschiedene wichtige Veränderungen vorbeygegangen: Luitprands Tod hatte seinen Neffen Hildebrand, den er schon im Leben sich zum Mitregenten gewählt hatte, auf den Thron befördert; er war aber kaum sieben Monate in der Regierung, als die Longobarden seiner überdrüßig, den Herzog von Friaul Rachis an seinen Plaz sezten. Dieser Fürst um sich der

Wahl, womit ihn die Nation beehret hatte, würdig zu zeigen, bewafnete seine ganze Macht, und überfiel mit derselben die kaiserliche Länder: die Folgen dieses Krieges gehören nicht zum Stof meiner Geschichte.

Ich will nur anmerken, daß dieser Prinz kurz hernach, von eben dem Religionseifer gerührt wie Karloman, in der berühmten Abbtey Monte Cassino in den Mönchsstand getretten: die Longobarden wählten nach dessen Reichs-Abtrettung seinen Bruder Aistulph zu ihrem König. Er war ein troziger beherzter und stolzer Prinz. Wir werden ihn bald mit dem Stephan II. im Wettstreit um das Italiänische Reich sehen; auf einer Seite die Longobarden im offenen Feld mit den Waffen in der Hand, auf der andern den Pabst

im Cabinet mit Intriguen, welche die Maske der Religion trugen. Lezterer bediente sich derselben künstlich um die Franzosen wider die Longobarden in Harnisch zu bringen.

Aistulphs erste Sorge war sich seinen Thron zu befestigen, die Stärke seiner Staaten und die Lage seiner Nachbarn kennen zu lernen, und mit dieser Beschäftigung brachte er die erste zwey Jahre seiner Regierung zu: in dieser Zwischenzeit schloß er einen vierzigjährigen Waffenstillstand mit den kaiserlichen Staaten. Gleichwie aber die mehreste Regenten die heiligsten Verträge nicht länger für verbindlich hielten, als es ihre Vortheile erfoderten, so überfielen die Longobarden auf einmal, und ohne vorhergegangene Kriegserklärung den Exarchen Euttich zu Ravenna, dessen Schwäche

sie

sie kannten, und nöthigten ihn, da er in keinem wehrhaften Stande war, auf Vertragsartickel die Stadt zu übergeben. — Alle übrige kaiserliche Pläze mußten dem Schicksale der Hauptstadt folgen, und sie öffneten ihre Thore ohne Widerstand den siegreichen Waffen der Longobarden.

Der Pabst durch diese schnelle Eroberungen in Schrecken gesezt, und in der Furcht den Feind abermal vor Rom zu sehen, schickte einen Eilbothen nach dem andern um Hilfe nach Konstantinopel; da indessen der Statthalter von Rom alle Truppen aus den noch übrigen kaiserlichen Pläzen in die Hauptstadt zusammenzog.

Aistulph ware nicht sobald von diesen wider ihn genommenen Maaßregeln unterrichtet, als er durch Abgeordnete die

Bür-

Bürger von Rom auffordern ließ, ihn als ihren rechtmäßigen Herrn zu erkennen, und ihm den Goldpfenning Kopfsteuer zu bezahlen, den sie vorher an die Exarchen von Ravenna entrichteten. Die Gründe seiner Forderungen waren folgende: Rom, sagte er, welche ehemals die Hauptstadt der Welt war, sey dermal als ein Theil des Exarchats anzusehen, dessen er sich bemächtiget habe: es wäre demnach billig, daß sie dem Schicksadle des erstern folge, und seine Oberherrlichkeit anerkenne. Um seine Gründe mehr geltend zu machen, rückte er an der Spize seiner Armee bis in das Römische Geblet vor, und verwüstete nach dem Beyspiele seiner Vorfahrer Campanien, steckte alles in Brand, und plünderte die Dörfer und Schlösser, die ihm aufstießen, selbst jene der Päbste nicht ausgenommen, die man die Ge-

richts-

richtsbarkeit des heiligen **Peters** nannte.

Das Römische Volk erwartete mit Ungeduld einige Hilfe aus Orient: allein nebst der weiten Entfernung, und den beständigen Kriegen, in welchen Konstantin mit den Sarazenen und Bulgarn verwickelt war, glaubte der Kaiser für das Ansehen des Reichs genug gethan zu haben, daß er eine Gesandschaft an den Longobardischen König schickte, die sich über den gebrochenen Waffenstillstand beschwerte, und das Exarchat sammt allem Zugehör zurück forderte: der Erfolg zeigte aber, wie wenig man leere Unterhandlungen achtete, die nicht mit der nöthigen Macht unterstüzet waren, um ihnen das erforderliche Gewicht zu geben. Die Longobarden, um den Kaiser und die Römer zu täuschen, schickten

ten ebenfalls eine Gesandschaft nach Konstantinopel, und hielten indessen Rom eng eingeschlossen, in Hoffnung die Stadt durch Mangel und Hungersnoth zur Uebergabe zu zwingen.

Die Furcht unter die feindliche Oberherrlichkeit zu fallen, bewog den Pabst abermal die Anschläge seiner Vorfahrer zu ergreifen: er entschloß sich französische Hilfe zu suchen. Durch diesen Beystand schmeichelte er sich die Longobarden aus dem römischen Gebiet, und selbst aus dem Exarchat zu verjagen, ohne besorgt seyn zu dörfen, daß sich diese Nation jemal werde einfallen lassen in einem von ihrem Land so weit entfernten Erdstrich mitten zwischen der Griechischen und Longobardischen Monarchie sich niederzulassen. Als er aber vernehmen mußte, daß sich die Römer durchaus nicht

da-

dazu verstehen wollten, ohne Vorwissen und Einwilligung ihres rechtmäßigen Oberhaupts fremde Völker ins Land zu rufen, so nahm er wie gewöhnlich seine Zuflucht zur Religion, jenem kräftigen Mittel Entschlüsse zu erzwingen, dem besonders der Pöbel niemal zu widerstehen vermag.

Er verordnete öffentliche Gebether, um den Beystand des Himmels zu erflehen; er veranstaltete feyerliche Kreuzgänge, in welchen man die Gebeiner und Bilder der Heiligen sammt allem dem, was die Andacht der Gläubigen zu erwecken im Stande ist, öffentlich herum trug. Man hatte sogar den Friedenstraktat, den die Longobarden gebrochen, an das Kreuz, das man dem Volk vortrug, heften lassen, um gleichsam von

der

der göttlichen Gerechtigkeit die Strafe dieses Meyneides zu erbitten.

Der Pabst in Begleitung der ganzen Römischen Klerisey erschien bey diesem Kreuzgang baarfuß, und das Haupt mit Aschen besprengt: in diesem Aufzug stieg er auf die Kanzel, und in einer beweglichen Anrede, welche von Zeit zu Zeit mit Seufzer und Thränen unterbrochen wurde, stellte er dem versammelten Volk den betrübten Zustand Italiens vor: er zeigte ihnen das Unvermögen und die Entfernung der griechischen Kaiser, den Stolz und die Grausamkeit der Longobarden, und vor allem die augenscheinliche Gefahr, in welcher die Stadt Rom schwebte unter ihre Bottmäßigkeit zu fallen: bey dieser Stelle mahlte er ihnen mit fürchterlichen Zügen all das Elend und Schrecken einer durch die Gewalt

der Waffen eroberten Stadt: ganze Haufen ermordeter Menschen; am Fuß der Altäre erwürgte Priester; erzwungene Befleckungen ihrer Weiber und Töchter; Verheerungen durch Feuer und Schwert auf allen Seiten, und im ganzen die Erneuerung der Unmenschlichkeiten der Gothen und der Vandalen.

Das versammelte Volk hörte diese rührende Rede unter unaufhörlichen Aechzen und Weinen an. Auf einmal, als er seine Zuhörer stumm und in den tiefesten Schmerzen versenket sah, schrie der heilige Vater, als wäre er augenblicklich vom Himmel begeistert worden: „Es sey der Willen „Gottes, daß sich die Römer an den „Pipin wendeten, den Sohn eines so „würdigen Vaters, der einzig und al„lein aus Achtung gegen ihn Rom schon „ein andersmal von den Waffen des

„Luit-

„ Luitprands errettet hätte. „ Die ganze Versammlung klatschte dem Vortrag mit Frohlocken ihren Beyfall zu, und so wurde von diesem Pabst ein politischer Anschlag, der aus der Begierde sich der Oberherrlichkeit der weltlichen Fürsten zu bemächtigen entstanden war, als eine göttliche Offenbarung an den unaufgeklärten Pöbel verkauft.

In dieser Absicht schickte er einen Abgeordneten nach Frankreich mit einem Schreiben an den König Pipin, welches voll der lebhaftesten und beweglichsten Ausdrücken war. Er ermahnte ihn darinn, Rom von der Tyranney der Longobarden zu befreyen: er beschwor ihn dabey, ihm Abgesandte zu schicken, unter derer Schutz und Geleit er selbst nach Frankreich reisen könnte, um ihn mündlich von dem gegenwärtigen Zustand Italiens zu

unterrichten. Es ist noch ein anderer Brief dieses Pabsts an die Großen des Reichs vorhanden, in welchem er sie ebenfalls beschwor ihm bey dem König günstig zu seyn: das ist, den König dahin zu vermögen, daß er gegen die Longobarden die Waffen ergreife, in welchem Fall er sie versicherte, daß durch die Vorbitte des heiligen Peters in Rucksicht dieser Handlung alle ihre Sünden würden ausgelöschet werden, und daß sie zur Vergeltung ihrer nüzlichen Diensten das hundertfältige in dieser Welt, und das ewige Leben in der andern erhalten werden.

Auf diese inständige Bitte schickte Pipin den Bischof von Metz Chrodegand, und den Herzog Auctar nach Italien. Diese zween Abgesandte verfügten sich unverweilt zu Aistulph, den sie im Namen ihres Königs um einen Waffen-

fenstillstand ersuchten, und daß sich während demselben der Pabst und einige der vornehmsten Bürger von Rom nach Pavia verfügen dürften, um alldorten ihre Zwistigkeiten durch einen gütlichen Vergleich beyzulegen.

Aistulph, welcher sich die Franzosen nicht als Feinde auf den Hals ziehen wollte, hob sogleich die Belagerung von Rom auf, und in Ansehung des Pipins bewilligte er auch eine Unterredung mit dem Pabst. Die französische Abgesandte eilten sogleich nacher Rom, und fanden allda einen kaiserlichen Abgeordneten mit einem Befehl (Regiam Jussionem) an den Pabst, vermög welchem er ihm auftrug sich mit dem nämlichen Abgeordneten in eigner Person an das Hoflager des Longobardischen Königs zu begeben, und das Exarchat samt

der Stadt Pentapolis zurück zu fordern.

Diese kaiserliche Verordnung ware den heimlichen Absichten des Pabsts ganz angemessen, daher trat er ohne Verzug in Geleitschaft des kaiserlichen und der französischen Gesandtschaften die Reise an. Als er in der Nähe von Pavia angekomen war, ließ ihm Aistulf wissen, daß er sich in der Audienz, die er ihm geben würde, nicht unterstehen sollte von der Zurückgabe des Exarchats und der übrigen kaiserlichen Plätzen einige Meldung zu thun.

Stephan antwortete ihm mit Unerschrockenheit: Es werde ihn keine Furcht abhalten, ihn zu ermahnen, einem jeden das Seinige zurück zu geben. Der kaiserliche Abgesandte machte bey seiner

An-

Ankunft in Pavia nachdrucksame Vorstellungen wegen dieser Zurückgabe: er both sogar beträchtliche Summen Geld als eine Art von Entschädigung und Vergütung der Kriegskösten an. Der Pabst auf seiner Seite sezte die beweglichsten Bitten bey, und bewies dem König, daß er ohne Ungerechtigkeit diese zwey Provinzen nicht behalten könne, die schon von undenklichen Zeiten her zum Reich gehörten: Aistulph erwiederte ihm ganz trozig: „ Daß ihn alles dieses weniger „ als jeweiligen andern angieng: er werde sich noch zu erinnern wissen, daß „ beede Gregors seine Vorfahrer, und „ er selbst die Longobarden wiederholter malen zum Krieg gegen die Kaiser „ als gegen Kezer aufgerufen hätten: „ ihm sey nicht bang seine Eroberungen, „ die ihm unendliche Summen Geld, „ und Ströme Blut seiner Nation ge-

„ kostet haben, zu erhalten. „ Als die französische Abgesandte sahen, daß kein Anschein zum Frieden vorhanden war, so begnügten sie sich von Aistulph im Namen ihres Königs einen Geleitsbrief für den Pabst zu begehren, um ihn sicher nach Frankreich zu bringen: man kan sich die Erstaunung und Wuth des Königs der Longobarden auf dieses Begehren nicht vorstellen: er merkte wohl, daß eine so auserordentliche Reise verdeckte Absichten zum Gegenstand haben mußte, deren Folgen für ihn niemal günstig seyn konnten. Er schickte daher einige der vornehmsten Longobardischen Edelleute zum Pabst, um ihn von seinem Vorhaben abwendig zu machen: als er ihn aber unbeweglich fand, ward er genöthiget in die Reise einzuwilligen, und den Geleitsbrief auszufertigen. Der Pabst begab sich sogleich auf den Weg; und

be-

beschleunigte seine Reise so viel möglich durch die Staaten des Aistulphs, aus Furcht aufgehoben zu werden: er erreichte aber glücklich den französischen Boden.

Sobald Pipin dessen Ankunft erfuhr, schickte er ihm den Abbt Fulrad Erzkaplan, oder Meister der königlichen Kappelle, mit dem Herzog Rotard entgegen. Karl der älteste Sohn des Königs, ein junger Prinz von 12 Jahren, folgte ihnen, und führte den Pabst auf das Schloß Pont-yon in Champagne, wo der König den Pabst erwartete. Der heilige Vater wurde an dem französischen Hof mit aller jener Ehrfurcht empfangen, die einem Statthalter des Gottmenschen auf Erden, und dem allgemeinen Vater der Christenheit gebührte; dagegen hatte er an Pipin prächtige Geschenke mitgebracht, und es wurden auch derley viele

an die vornehmste Höflinge, um ihre Gunst zu erwerben, ausgetheilt.

In der öffentlichen Audienz, die er am folgenden Tag erhielt, warf er sich sammt allen Geistlichen, die in seinem Gefolge waren, dem König zu Füssen, er hatte einen Bußsack angezogen, und das Haupt mit Aschen bestreuet, und in diesem beweglichen Aufzug beschwor er den Monarchen durch die Verdienste der heiligen Apostel Peter und Paul das Römische Volk von den Verfolgungen der Longobarden zu befreyen. Er blieb in dieser demüthigen Stellung, und wollte durchaus nicht aufstehen, bis ihm der König und die Vornehmste des Reichs zum Zeichen des bewilligten Schuzes nicht die Hände gereichet hatten. Nach diesem sonderbaren öffentlichen Auftritt verschloß sich der Pabst und der König ganz allein in ein

abge-

abgesondertes Zimmer, um sich über das gethanene Ansuchen zu berathschlagen; und in dieser Unterredung verband sich Pipin mit einem Eidschwur die Zurückgabe des Exarchats und dessen Zugehör an das Reich bewirken zu wollen.

So lang sich der Hof zu Pont-yon aufhielt, sahen sich der Pabst und der König öfters. Es hatte einer wie der andere seine besondere Absichten, und ein jeder suchte seiner Seits von dieser Zusammenkunft wichtige Vortheile zu ziehen. Pipin war noch etwas unruhig wegen der Thronfolge: die Franzosen hatten ihn zwar zum König erwählt, aber wegen seiner Abstammung hatten sie sich noch nicht erkläret: dann obwohl im Merovingischen Hause die Krone erblich war, so schien doch izt die Regierungsform durch die Entsezung des

Childerics eine Veränderung gelitten zu haben. Pipin besorgte nicht ohne Grund, die Franzosen möchten sich das der Nationalfreyheit so schmeichelhafte Wahlrecht vorbehalten wollen, wodurch nach seinem Tod die Krone leicht auf einen andern Stammen kommen könnte. Hauptsächlich fürchtete er, die Wahl dörfte auf Drogon den ältern Sohn seines Bruders Karloman fallen, dessen Angedenken besonders bey dem Adel von Austrasien noch so beliebt war. Die Krone also sicherer auf seine Nachkommenschaft zu bringen, that er dem Pabst den Vorschlag, unter dem Vorwand seiner Anwesenheit das feyerliche Gepränge seiner königlichen Krönung und Salbung zu erneuern, und bey diesem Anlaß auch seine zween Söhne Karl und Karloman zu krönen. Er zweifelte nicht, die Franzosen würden in Betracht der Verehrung,

die

die sie diesem Pabst bezeigten, durch dessen Bitte und Einrathen dahin zu vermögen seyn, diese zween junge Prinzen als seine Thronerben zu erkennen.

Stephan erboth sich willig dem König diese Gefälligkeit zu erweisen, in der Hoffnung nicht minder wichtige Gegengefälligkeiten von ihm zu erhalten, und so schlossen diese zween geschickte Politiker eines der engesten Bündnisse mit einander, davon die wechselweise Vortheile das Band waren. Der Pabst, welcher wohl einsah, daß der König seines Beystands bedurfte, eröffnete ihm ohne Zurückhaltung die Absicht seiner Reise, und obwohl seine Vorfahrer so, wie er die Zurückgabe des Exarchats niemal anders als zu Gunsten des Reichs, davon sie Mitglieder waren, verlangt hatten, so scheuete er sich doch itzt nicht, dem

Kö-

König das vorläufige Versprechen abzulocken: daß, wann er einstens die Longobarden aus dieser Provinz würde vertrieben haben, er selbe weder dem Reich noch den Kaisern zurückgeben, sondern ihm als eine Schankung überlassen wolle, welches königliche Versprechen seine zween Söhne mit ihm unterzeichnen mußten.

Nachdem Stephan alle diese Maaßregeln genommen hatte, beurlaubte er sich vom Hof, und begab sich in die Abbtey St. Dionys: der König aber erhob sich nach Quiercy, allwo er ein Parlament versammeln ließ, um den mit dem Pabst verabredeten Krieg gegen die Longobarden durch einen Reichsschluß entscheiden zu lassen. Nicht ohne Erstaunen sah man bey dieser Versammlung Karloman den ältern Bruder Pi-

pins

pins erscheinen, der sich vor mehrern Jahren, wie oben gemeldet worden, in das Kloster Monte Cassino eingesperrt hatte. Der König der Longobarden, dem die Reise des Pabsts sehr verdächtig vorgekommen war, und nicht ohne Grund besorgte, daß er die Franzosen wider ihn aufwickeln möchte, hatte von dem Abbt dieses Klosters, das in seinen Staaten lag, verlangt, den Prinz Karloman zur Versamnlung nach Quiercy zu schicken, um die päbstliche Absichten zu veteitlen. Karloman gehorchte seinem Obern; und vielleicht reisete er mit Vergnügen nach Frankreich, um seine Kinder wieder zu sehen, denen Pipin nach seiner Thronbesteigung eine sehr niedrige und ihrer hohen Geburt gar nicht gleichkommende Erziehung hatte geben lassen. Als dieser Prinz zu Quiercy angekommen war, stellte er

dem

dem König seinem Bruder und allen Grossen des Reichs die Gefahr und üble Folgen eines Krieges vor, der in einem so weit entfernten Land müßte geführt werden, und dessen Erfolg so ungewiß wäre. Und weil er von den heimlichen Anschlägen weder des Pabsts noch des Königs unterrichtet war, sezte er noch hinzu: „ Dieser Krieg gieng eigentlich nur den Kaiser zu Konstantinopel, als das rechtmäßige Oberhaupt von Italien, an, der Pabst hingegen habe nur einen kleinen Antheil in Rucksicht etlicher wenigen Pläzen, welche ihm die Longobarden entrissen hätten, derer Zurückgabe er sich zu bewirken getraue, ohne daß es nothwendig sey eine Französische Armee über die Alpen gehen zu lassen. „

Die-

Diese Vorstellungen machten grossen Eindruck auf die Gemüther der Franzosen, besonders da sie aus dem Mund eines Prinzen flossen, den gar kein Eigennuz verdächtig machte, und dessen ehemaliges Ansehen in der Monarchie noch im frischen Angedenken war: selbst das demüthige Ordenskleid, mit dem er als ein gemeiner Mönch angethan war, schien seinen Worten einen Nachdruck zu geben, und die Ehrfurcht der ganzen Versammlung gegen ihn zu vergrössern.

Der Erfolg davon war, daß man sich entschloß noch vor der Kriegserklärung Abgesandte an den Longobardischen König zu schicken, um eine Friedensunterhandlung zu versuchen.

Als diese in Pavia angekommen waren, nahmen die Unterhandlungen ihren

Anfang. Aistulph wollte sich dem Frieden zu Liebe bequemen, seine Ansprüche auf das Herzogthum Rom, als einen Theil des Exarchats, fahren zu lassen, und erboth sich die Bürger dieser Hauptstadt wegen dem Tribut, den sie sonst an die Exarchen zu entrichten schuldig waren, nicht mehr zu beunruhigen; aber er erklärte sich dabey ausdrücklich, das Exarchat und Pentapolis, so er von den Griechen erobert hatte, und welche Staaten die Franzosen zu schüzen gar keine Ursache hätten, vor sich zu behalten: er glaubte, daß der Pabst und der König mit dieser Aeusserung zufrieden seyn dürften. Als aber die Gesandte zurückkamen, beharrten beede auf der Rückgabe des ganzen Exarchats zu Gunsten des Kaisers. Der Krieg wurde beschlossen, und der Pabst, um sich von dem Karloman loszumachen, der alle seine

Absichten zu vereiteln gesucht hatte, ließ ihn mit Einverständniß des Königs in ein Kloster der Stadt Vienne einsperren, wo er noch selbiges Jahr starb. Die Aufhebung der Prinzen seiner Kinder, die um die nämliche Zeit unsichtbar wurden, ließ vermuthen, daß ihr Vater keines natürlichen Todes gestorben sey. Mittlerweilen der Pabst auf der Schaubühne Frankreichs auf solche Art seine Rolle spielte, und zu Erzielung seiner Absichten alle mögliche Staatskunst verschwendete, fiel er zu St. Dionys, als dem Ort seines gewöhnlichen Aufenthalts in eine gefährliche Krankheit: er ward wiederum gesund, und um sich die allgemeine Verehrung der Franzosen zu erwerben, meldete er dem König, und ließ auch öffentlich verkünden, daß er durch ein untrügliches Wunder von Gott seine Gesundheit erhalten hätte, davon er

zerschiedene Umstände in einem seiner Schreiben anführet.

Er erzählet unter andern, daß: „ als „ er sich in die Kirche des heiligen Dio„ nys unter die Glocken hätte tragen „ lassen, ihm die heilige Apostel Peter „ und Paul erschienen seyen, in deren „ Gefolge der heilige Dionys war, den „ ein Diakon und ein Unterdiakon be„ gleiteten. Der Heilige hätte einen Palm„ zweig in der einen, und ein Rauch„ faß in der andern Hand getragen. „ Er vergaß den kleinsten Umstand nicht, und beschreibt pünktlich die Gestalt, Gesichtsbildung und Kleidung aller deren, die da zugegen waren. Er sezte hinzu: „ Der heilige Dionys hätte bey dem „ Fürsten der Apostel für ihn gebethen: „ worauf der heilige Peter zurück ver„ sichert habe, daß er dem Kranken sei-

ne

„ ne Gesundheit wiederum ertheilen wol-
„ le; der heilige Dionys hätte sich ihm so-
„ dann genähert, und gesprochen: der Friede
„ sey mit dir mein Bruder: fürchte nicht,
„ du wirst bald wiederum zu deiner Kir-
„ che zurück kehren. Steh auf; weyhe
„ den Altar zur Ehre Gottes, und der
„ zween Apostel, als der Urheber dei-
„ ner Genesung, und verrichte das Meß-
„ opfer zur Danksagung für diese große
„ Wohlthat. „

Auf diese Art verkündigte der Pabst selbst den Hergang dieses Wunders oder Erscheinung. Sobald er genesen war, wollte er keinen Tag verweilen, die Befehle des Himmels zu vollziehen; man machte in der Kirche des heiligen Dionys alle erforderliche Zubereitungen zur Einweihung des Altars: eine unzahlbare Menge Volks lief von allen Seiten

her, um einem Gepränge beyzuwohnen, das selbst aus dem Mund des heiligen Dionys vorgeschrieben war. Es ist unbeschreiblich, wie sehr die Verbreitung so vieler wunderbaren Ereignisse das Ansehen und die Verehrung dieses Pabsts bey den Franzosen vergrösserte.

Der heilige Vater wollte sich diese gute Lage der Gemüther zu Nuzen machen, um dem König Wort zu halten. Den nämlichen Tag, an welchem er den Altar einweihete, und die Messe las, salbte er mit eigener Hand den König, die Königinn Berthrada seine Gemahlin, und die Prinzen Karl und Karloman seine Söhne: er sezte diesem feyerlichen Gepränge den öffentlichen Kirchenbann hinzu, mit dem er alle Franzosen belegte, die sich nach dem Tod Pipins unterstehen würden, dessen Plaz mit einem

Prinzen oder Großen des Reichs zu besezen, der nicht von seinem Geblüt wäre: und damit er sich den König und seine Prinzen noch mehr verbände, die Waffen gegen die Longobarden zu ergreifen, erklärte er sie öffentlich als Patricier von Rom.

Pipin ermangelte nicht drey wiederholte Gesandtschaften an den König Aistulph abzuschicken, die ihn ermahnten, alle in Besiz genommene Pläze und Festungen dem Reich und der Römischen Kirche wieder zurück zu geben: er thate alles dieses mit Einverständniß des Pabsts, welcher in der Ungewißheit, wie der Krieg ausfallen möchte, vor den Augen der Welt noch immer das Verdienst beybehalten wollte, zum Besten des Kaisers seines Oberhaupts alles mögliche beygetragen zu haben.

Aistulph, welcher nicht begreifen konnte, daß sich die Franzosen entschließen sollten um der Griechen willen über die Alpen zu gehen, mit denen sie in gar keinem Bündnisse stunden, beharrete unabänderlich auf dem Entschluß, seine Eroberungen zu behaupten: indessen ließ er doch aus Vorsorge die engen Pässe der Alpen mit Truppen besezen, um sich vor einem Ueberfall so viel möglich zu schüzen. Pipin von dem Pabst angetrieben, verzögerte nicht mit seiner Armee vorzurücken: er bezwingt die Pässe; nichts widersteht dem Muth seiner Soldaten; alles, was ihm aufstoßt, schlagt er zurück; er bezieht die Ebene: das Schrecken verbreitet sich auf allen Seiten; und nachdem er das ganze Land verwüstet hatte, grief er Pavia an, den einzigen festen Plaz, und gleichsam die Vormauer der Lombardie. Aistulph hatte sich

mit seinen besten Truppen hinein geworfen; die Belagerung war hartnäckig, und die Besazung that den muthigsten Wiederstand: als aber doch Aistulph dem Gewalt der französischen Angrifen zu unterliegen fürchtete, kam es zu Unterhandlungen. Der heilige Vater warf sich zum Mittler auf, sey es um das Christenblut zu schonen, oder wegen der Furcht, daß Pipin, wenn er sich dieses Plazes bemächtigen sollte, seine Eroberungen weiter ausbreiten, und sich zulezt von ganz Italien bemeistern möchte. Dem sey, wie ihm wolle: nach wiederholten Unterredungen kam man endlich zu Bedingungen, vermög welchen Aistulph das Exarchat dem König in Frankreich, und die sogenannte Gerechtigkeiten des heiligen Peters dem Pabst abtreten sollte: zu dessen Gewährleistung mußte er 40. Geisel von den Vornehm-

sten seiner Nation ausliefern. Pipin in der Vermuthung, die Longobarden würden sich nicht unterfangen gegen solche Unterpfänder ihr gegebenes Wort zu brechen, fand für gut mit seiner Armee den Ruckmarsch nach Frankreich anzutreten, bevor noch der Schnee die Pässe der Alpen versperrete; und zu gleicher Zeit ließ er den Pabst durch den Prinzen Hieronom, einen natürlichen Sohn des Karl Martels, und den Abbt Fulrad von St. Dionys nach Rom begleiten.

Aistulph glaubte diese Entfernung der Franzosen habe ihn von aller Verbindlichkeit los gemacht einen Traktat zu erfüllen, den ihm nur die Furcht ihrer Waffen abgedrungen. Gegen den Pabst, der ihm alles dieses Unheil zugezogen hatte, war er äußerst aufgebracht: um sich an ihm zu rächen, entschloß er noch diesen

sen Winter, da die Jahrszeit den Franzosen nicht erlaubte wieder über die Alpen in Italien zurück zu kommen, eine Belagerung von Rom vorzunehmen, in der sichersten Hofnung, der glückliche Erfolg werde die Verlezung seines gegebenen Wortes in Vergessenheit bringen, oder wenigstens ihn in Stand sezen, deßwegen nichts übles besorgen zu därfen. Er fieng die Ausführung seines Vorhabens dadurch an, daß er die dem Pabst und dem Reich zurück zu geben versprochene Pläze zu räumen unter aller Gattung Vorwänden verzögerte: zu gleicher Zeit sammelte er alle seine in zerschiedenen Festungen verlegte Truppen zusammen, machte in der Stille neue Anwerbungen, eilte mit der Armee den graden Weg Rom zu, berennte die Stadt, und forderte von den Innwohnern die Auslieferung des Pabsts, aus Ursache, weil

er die Franzosen nach Italien gebracht hätte. Aistulph schmeichelte sich, die Römer würden nicht säumen den Pabst in seine Hände zu liefern, um der gefährlichen Belagerung los zu werden: oder wenigstens werde diese Forderung die Gemüther theilen, und eine Zwietracht in der Stadt erwecken. Allein die Bürger blieben alle mit dem Pabst in der engsten Verbindung; sie hielten sogar die Anfälle der Longobarden drey ganze Monate lang mit einer solchen Unerschrockenheit aus, daß sie den Franzosen dadurch Zeit verschaften, zu ihrer Hilfe vorzurücken.

Der Pabst, um den Anmarsch dieser Truppen zu beschleunigen, schrieb dem Pipin Briefe auf Briefe. Nichts ist rührender, als die Ausdrücke seiner Schreiben: „ Ich beschwöre euch im Namen

Got-

„ Gottes (sagt er in einem dieser Brie-
fen an den König und seine Kinder)
„ durch die glorreiche Jungfrau, durch
„ alle himmlische Mächte; durch den hei-
„ ligen Peter, der euch zum König ge-
„ salbet hat, befreyet uns von den Waf-
„ fen der Longobarden, und sezet uns
„ in den Besiz aller derjenigen Pläzen,
„ welche in der Schankung begriefen sind,
„ die ihr dem heiligen Peter eurem Be-
„ schüzer gemacht habt. Ihr wißt, daß
„ wir euch das Wohl der heiligen Kir-
„ che anvertrauet haben, und ihr wer-
„ det Gott und dem heiligen Peter Re-
„ chenschaft geben an jenem fürchterlichen
„ Tag des Gerichts von dem Eifer, mit
„ welchem ihr sie werdet beschüzet haben.
„ Euch allein ist ein so verdienstvolles
„ Werk aufbehalten worden: keiner von
„ euern Vorfahrern ware mit einer so
„ vorzüglichen Gnade begünstiget: euch

hat

„ hat Gott vermittelst seiner ewigen Vor-
„ wissenheit dazu auserwählt: dann je-
„ ne, die er auserwählt hat, hat er ge-
„ rufen, und jene, die er gerufen hat,
„ hat er gerechtfertiget.„

So machte dieser Pabst eine An-
spielung des unerforschlichen Geheimnis-
ses der göttlichen Gnadenwahl auf die
Vergrösserung seiner weltlichen Macht.
Als nun aber doch die Hilfstruppen noch
nicht erscheinen wollten, und die Longo-
barden ihre Anfälle verdoppelten, ge-
brauchte sich dieser Pabst eines Kunst-
grifes, der wahrhaftig so dumm wäre,
daß er alle Wahrscheinlichkeit verliert;
der uns aber doch ein Zeugniß des Ge-
schmackes jenes Zeitalters bleibt, und be-
weiset, wie sehr die Menschen damals
von allem dem, was nur den Schein
einer himmlischen Offenbarung hatte,

eingenommen waren. Der Pabst schickte dem König einen Brief im Namen des heiligen Peters, als wenn er wirklich vom Himmel gefallen wäre. Dieser Brief hatte die Aufschrift an seine Kinder, an die Vornehmen des Reichs, an das ganze Volk, und an die Armee Frankreichs. Der Titel des Schreibens ahmte die Canonische Sendschreiben nach: er fieng mit folgenden Worten an: „ Peter von J. C. dem Sohn
„ des lebendigen Gottes zum Aposto-
„ lat berufen. Ich beschwöre euch, eu-
„ re Truppen zur Hilfe der Römischen
„ Kirche so geschwind als möglich vor-
„ rücken zu lassen: gestattet nicht, daß
„ meine Stadt Rom und mein Volk
„ der Plünderung der Longobarden aus-
„ gesezt werde, wann ihr anderst euere
„ Seelen selig machen, und euere Lei-
„ ber von dem ewigen Feuer befreyen

wol-

„ wollet: wann ihr mir sogleich Folge
„ leistet, so werdet ihr über alle euere
„ Feinde siegen; ihr werdet lang leben;
„ ihr werdet die Früchten der Erde ge-
„ nießen, und sodann zum ewigen Le-
„ ben eingehen. Widrigenfalls erkläre
„ ich euch im Namen der allerheiligsten
„ Dreyfaltigkeit, und durch die Gewalt
„ meines Apostelamts, daß ihr an dem
„ Himmelreich keinen Antheil haben wer-
„ det.„

Man würde es schwerlich glauben, daß dieser Pabst seine Kunstgriffe und Verstellung so weit getrieben habe, wann nicht noch seine eigene Briefe vorhanden wären, die uns davon überzeugten: und man muß erstaunen, solche Wörterspiele zu finden, deren Betrug doch so leicht aufzudecken war. Ich rede von den Ausdrücken, wo der so ehrwürdige Namen

der

der Kirche, der nicht anderst sollte gebraucht werden, als um die Gemeinde der Glaubigen anzuzeigen, den zeitlichen Gütern des Römischen Stuhls beygeleget wird: in diesem Schreiben bedeuten die Leiber, und nicht die Seelen, die christliche Heerde: die zeitlichen Verheissungen des alten Bundes sind mit den geistlichen des Evangeliums vermischt, und die heiligste Beweggründe der Religion werden zu Staatsabsichten misbrauchet.

Ein so großer Staatsmann, als Pipin war, ließ sich doch von diesem Wörterspiele fangen: er glaubte ganz zuverläßig, bey Verlurst seines ewigen Heils verbunden zu seyn, das Exarchat dem König der Longobarden zu entreissen, und es zum Nachtheil des Kaisers, welchem es zugehörte, dem Pabst zu schenken.

ken. In dieser Absicht kam er nun zum zweytenmal mit einer mächtigen Armee über die Alpen, schlug die Longobarden, befreyte Rom von der Belagerung, berennte Pavia, und trieb den Feind so in die Enge, daß Aistulph gezwungen ward, um die Hauptstadt seines Reiches und vielleicht auch seine Krone zu retten, den Frieden unter Bedingnissen, so wie sie dem Pipin gefielen, zu unterschreiben.

Dieses wichtige Geschäft wurde in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten verhandelt. Sie waren zu Marseil ausgeschiffet: als sie aber vernommen hatten, daß Pipin Pavia belagerte, verfügten sie sich eilends in sein Lager. So bald Pipin in Italien eingefallen war, machte der Pabst aus der Schankung, die er von ihm gefordert hatte, kein Geheimniß mehr: als demnach die kaiser-

liche

liche Abgesandte dem König wegen dem guten Fortgang seiner Waffen ihre Glückswünsche abgelegt hatten, machten sie ihm wegen dem Exarchat und Pentapolis als Länder, die zum Reich gehörten, Vorstellungen: „Es wäre freylich wahr, sagten sie, „daß sich die Longobarden „durch einen schändlichen Bruch der „Traktaten, zur Zeit als sich Konstan„tin mit den Sarazenen und den Fein„den des Christenthums in Kriege ver„wicklet sah, dieser Provinzen bemäch„tiget haben: allein es wäre doch un„billig, den Pabst, als einen Unter„thanen des Reichs, mit einer seinem „eigenen Monarchen abgenommenen „Beute zu bereichern.„

Pipin antwortete ihnen: „Er sey „in keiner andern Absicht über die Al„pen gegangen, als um den Pabst von

„ den Verfolgungen der Longobarden
„ zu befreyen, bey welcher Gelegenheit
„ er alles, was er erobern würde, dem
„ heiligen Peter verlobt hätte: Gott ha-
„ be seine Absichten und seine Waffen
„ gesegnet; und nun glaube er sich sei-
„ nes Zornes schuldig zu machen, wenn
„ er seine Gelübde und sein Versprechen
„ nicht halten würde. „ Mit dieser tro-
ckenen Antwort schickte er die Gesandte
zurück. Seine Hauptsorge aber gieng
dahin, den Aistulph außer Stand zu
sezen, ihm das zweytemal die Treue zu
brechen.

In dieser Rucksicht wollte er von
ihm den ersten Traktat von Pavia auf
der Stelle erfüllet wissen: das ist, er
mußte sogleich seinen Bevollmächtigten
das Exarchat und Pentapolis einhän-
digen: für die Kriegskosten Comachio

sammt

samt einem Drittel des königlichen Schazes abtreten, und sich und seine Nachfolger zu ewigen Zeiten als Vasallen der Krone Frankreichs erklären; endlich solle er den alten Tribut von zwölftausend Goldpfenningen, von welchem er sich unter der Regierung des Klotars II. befreyet hatte, wieder bezahlen.

So hart auch diese Bedingnissen einem Monarchen fallen müssen, ward doch Aistulph gezwungen sich denselben zu unterwerfen, um nicht den ganzen Ueberrest seiner Staaten zu verlieren. Er übergab also, diesem Traktat zufolge, zwey und zwanzig Pläze dem französischen Bevollmächtigten Abbt Fulrad, welcher die Schlüssel davon auf das Grab des heiligen Peters trug, und denselben noch die Schankung aller Nuznießung jener Pläze, welche Pipin der Kirche zugeeignet

net hatte, beylegte. Jedoch wurde die Oberherrlichkeit der Krone Frankreichs vorbehalten, wie wir in der Folge sehen werden.

Aistulph hatte indessen die Auslieferung der Städte Ferrara, Ancona und Bologna unter zerschiedenen Vorwänden verzögert: er hielt noch beträchtliche Besazungen darinn, und dieser stolze und muthige Prinz äußerst aufgebracht, alle seine Eroberungen von einem Priester sich entrissen zu sehen, erwartete nur eine günstige Gelegenheit und den Vortheil der Zeit, um alles wieder an sich zu bringen, was er hatte räumen müssen: aber ein fruhezeitiger Tod vereitelte seine Absichten: er hatte sich denselben durch einen unglücklichen Pferdsturz auf der Jagd selbst befördert.

Die Longobarden waren über die Wahl eines Thronfolgers unter sich uneinig. Desider, Herzog von Toscana, einer der Feldherren des Aistulphs, sah sich an der Spize der Armee, und glaubte keinen Mitwerber zu haben. Allein die übrigen Herzoge dieser Nation, vielleicht weil es ihnen schwer fiel einem ihres gleichen die höchste Macht einzuräumen, schickten Abgeordnete an Rachis, der sich, wie wir oben gemeldet, in das Kloster zu Monte Cassino versperret hatte: sie beschworen diesen Prinzen seinen ehemaligen Thron wieder zu besteigen, und seine vorzügliche Liebe zur Einsamkeit dem Heil der Völker, und dem allgemeinen Besten der Nation aufzuopfern.

Rachis schien gar nicht abgeneigt ihnen zu willfahren, und alle Herzoge bewaffneten sich zu seiner Unterstüzung.

Desider, welcher sehr betroffen war, einen so mächtigen Nebenbuhler an seiner Seite zu sehen, nahm seine Zuflucht zum Pabst, dem er wissen ließ, daß wann er sich zu seinem Besten am französischen Hof verwenden wollte, so sey er bereit ihm alle Pläze, die noch unter der Oberherrschaft der Longobarden zurück geblieben, einzuhändigen.

Dieser wichtige Umstand bewog den Pabst sich öffentlich für diesen Longobarden zu erklären. Dem Rachis ließ er sagen, er werde niemal gestatten, daß er das Kloster verlasse. Dieser Prinz, welcher voll Frömmigkeit war, entsagte demnach das zweytemal der Krone, und blieb ruhig in seiner Einsamkeit begraben: Desider hingegen als König der Longobarden anerkennt.

Der Pabst überlebte diese große Begebenheit nicht lang: er starb um das Jahr 757. Der Diakon Paul sein Bruder folgte ihm in der päbstlichen Würde, so wie in dem Eifer die weltliche Macht zu vergrößern. Kaum hatte er den Stuhl des heiligen Peters bestiegen, so betrieb er schon bey Desider die Zurückgabe dreyer Pläzen, welche die Longobarden noch inne hatten: allein dieser Prinz fand mit seinem Glück auch seine Vortheile geändert; er sah die üble Folgen dieser Zurückgabe für die Longobardische Krone, und nach den Grundsäzen der Politik glaubte er, ein Fürst auf dem Thron sey nicht mehr an die Verbindungen gehalten, die er um dahin zu gelangen verheißen hatte.

Der Pabst Paul beklagte sich über dieses Betragen bey Pipin, er schrieb

ihm in eben so dringenden Ausdrücken wie sein Vorfahrer Stephan: man findet in seinen Schreiben durchaus andächtige Gesinnungen mit den lebhaftesten Ermahnungen untermischt, den Longobarden abermal den Krieg anzukünden. Wenn man nicht wüßte, daß diese Nation dazumal schon seit mehr als 150. Jahren katholisch war, so würde man bey Durchlesung dieser Briefen glauben, daß von wilden und unglaubigen Völkern, von Feinden Gottes und der wahren Religion, gegen die man die Waffen ergreifen sollte, die Rede wäre: indessen hatten sie doch keine andere Absicht als christliche Fürsten wegen einem pur zeitlichen Eigennuz gegen einander zu bewaffnen: und dieser Pabst nach dem Beyspiel seiner lezten Vorfahrer, machte sich keinen Gewissensvorwurf geistliche Verbindungen damit zu verknüpfen, und diejenige

mit dem Zorn des Himmels und der ewigen Verdammung zu bedrohen, die sich nicht gegen die Longobarden erklären würden. Allein Pipin ließ sich dermal nicht erschrecken, entweder weil er wichtigere Angelegenheiten seines Reichs zu besorgen hatte, oder weil er es für sein Land weder billig noch nüzlich fand sich mit den Longobarden abermal in einen Krieg einzulassen. Der Tod dieses Prinzen machte ebenfalls in dem französischen Betragen gegen diese Nation eine große Veränderung: das alte Bündniß, welches ehemal zwischen Karl Martel und dem Luitprand herrschte, wurde zwischen dem Desider und des Pipins Thronfolger Karloman erneuert.

Der ganze Staatskörper der französischen Monarchie wurde nach dem Tod Pipins zwischen seinen Söhnen Karl

und

und Karloman getheilet. Das Mißverständniß äußerte sich unter diesen zween Brüdern, sobald sie Könige und Nachbarn waren: Karloman beklagte sich, daß er in der Theilung verkürzt worden. Desider, aufmerksam auf alles, was in Frankreich vorbey gieng, als der einzigen Macht, die er zu fürchten hatte, suchte geschicklich dieses Mißverständniß zu unterhalten: er hatte einen Weg gefunden, sich bey Karloman einzuschmeichlen, den er unter der Hand nicht nur seiner Truppen, sondern auch jener des Herzogs von Baiern seines Tochtermanns, und des Herzogs von Aequitanien seines Bundsgenossen, als der mächtigsten Vasallen der Krone Frankreichs, versichern ließ. Schon zeigten sich alle Vorbotten zu einen Bruch zwischen den zween Brüdern: die verwittibte Königin Berthrada ihre Mutter durch die Zwietracht

ihrer königlichen Kinder gerührt, versuchte alle Mittel sie zu vereinigen. Es hieng alles von Desider ab, dessen Rathschläge einen sehr grossen Einfluß auf des Karlomans Gemüth hatten; diesen mußte man also zu gewinnen suchen.

Desider hatte drey Kinder, einen Sohn, mit Namen Adalgise, und zwey Töchter, derer die ältere an den Herzog von Baiern Thassilo, genannt Lutberg, vermählet war. Die Königinn Berthrada, um die Longobarden als Werkzeuge der Vereinigung ihrer zween Söhne zu gebrauchen, machte den Entwurf ihre Tochter Gisele, eine Schwester der zween französischen Könige, an Adalgise, und die jüngere Tochter des Desider Hermengarde an ihren ältern Sohn Karl zu vermählen. Karl hatte zwar schon eine Gemahlin Himiltrude, die Tochter

eines ansehnlichen französischeu Hauses: allein in jenem Zeitalter wäre der mindeste Vorwand hinlänglich zu einer Ehescheidung, die besonders unter den Monarchen zum allgemeinen Misbrauch geworden. Der verwittibten Königinn schien diese Ehe nicht so erheblich, um die Hinderniß so vieler guten Folgen zu seyn, welche man sich durch die Vereinigung der zween königlichen Prinzen versprechen durfte.

Dem sey, wie ihm wolle, die Unterhandlung gewann ihren Fortgang. Der Pabst Stephan III., welcher dem Paul I. in der Kirchenregierung gefolget war, vernahm diese Nachricht mit nicht geringem Verdruß: er sah die Folgen mit allem dem, was er von einer so eigen Verbindung der Könige von Frankreich und der Longobarden zu befürchten hatte:

te: er schrieb an beede französische Monarchen; in seinem Schreiben zog er zerschiedene Beweggründe an, um diese Unterhandlung zu vereiteln: einige waren gründlich, und von der Unzertrennlichkeit Karls erster Ehe hergenommen; andere hingegen eitel und ungegründet, doch alle gleich zu seinem Vortheil eingerichtet, und in der Schreibart seiner Vorfahrer abgefaßt. Er stellte ihnen dieses Bündniß als ein Werk des Teufels vor, und nannte die Longobarden ein verächtliches, treuloses, aussäziges, und der Verbindung mit einer so vortreflichen Nation unwürdiges Volk: er sezte noch hinzu, indem er den Sinn der heiligen Schrift verdrehete: „Das Gesez Gottes verbiete alle Bündnisse mit Auswärtigen.„ Es ist wahr, im alten Bund hatte Gott den Juden verbothen mit unglaubigen und abgöttischen Völkern Bündnisse zu schliessen,

sen: allein wie konnte man wohl von diesem Verboth eine Anwendung auf christliche Monarchen machen, derer Bündnisse den Frieden der Christenheit zur Absicht hatten.

Doch schienen diese Gründe dem Pabst erheblich genug, wofern sie nur ihren Endzweck erreichten, und die französische Prinzen von dieser Verbindung abhielten. Er beschloß den Brief mit Beschwörungen im Namen des heiligen Peters, und mit Bedrohungen des Gerichts Gottes, die Longobarden zur Zurückgabe der zum Exarchat noch gehörigen Plätzen anzuhalten: und um seiner dringenden Bitte mehr Nachdruck zu geben, sezte er hinzu, „Daß er dieses Schreiben auf das Grabe des heiligen Peters gelegt, und dabey die Messe gelesen habe; sie würden also diesem Für-

„sten

„ sten der Apostel Rechenschaft für die
„ Gerechtsame seiner Kirche geben müs=
„ sen : „ und das alles unter wiederhol=
ter Bedrohung des Bannes, und der
ewigen Verdammung.

Alle diese Ermahnungen und Bit=
ten machten an dem französischen Hof
wenig Eindruck. Die Königinn Berth=
rada gieng nach Italien; und nachdem
sie zwischen dem Pabst und dem König
Desider eine Art Vergleich zu Stande
gebracht, führte sie die Tochter des lez=
tern mit sich nach Frankreich, und Karl
vermählte sich mit ihr: die Vermählung
des Prinzen Adalgise aber mit Gisele
ware nicht zu Stande gekommen.

Sobald Desider durch die Vermäh=
lung seiner Tochter das Band der Freund=
schaft mit Frankreich befestiget hatte, ließ

er sich angelegen seyn, so viel möglich, diesen Hof mit dem Römischen zu entzweyen, um den Pabst eines Schuzes zu berauben, durch welchen er zu seiner Größe gestiegen war. Der Pabst hatte zween Höflinge, die er seines ganzen Vertrauens würdigte, die sich aber wechselweise um den Vorzug seiner Gnade beneideten: der erste, genannt Christoph, war der älteste unter den römischen Patricier, dem Paul die dreyfache Krone zu verdanken hatte: der zweyte, Paul Affiart sein Kämmerling, hatte nicht weniger Gewalt über ihn. Christoph und Sergius sein Sohn regierten ihren Herrn in Ruchsicht der Dienste, die sie ihm in seiner Wahl geleistet hatten, etwas zu despotisch; sie machten ihm unaufhörliche Vorstellungen, daß er nach dem Beyspiel seiner Vorfahrer bey den Königen von Frankreich um die Abtrettung der

von

von Desider noch immer zurückbehaltenen Pläze des Exarchats seine Bitten erneuern solle: obgleich der Vater und der Sohn die beste Absichten dabey hatten, so ward doch der Pabst durch diese anhaltende Zudringlichkeit, vermög welcher man ihm gleichsam Geseze vorschreiben wollte, ermüdet. Der Kämmerling machte sich diese Gemüthsverfassung zu Nuzen, und gewann in der Gunst seines Herrn die Oberhand. Desider hatte es nicht sobald erfahren, als er sich den Kämmerling zum Freund gewann, und mit ihm übereinkam, sich den gemeinsamen Feind Christoph vom Hals zu schaffen. Er ließ dabey, um seinen Zweck zu erreichen, dem Pabst hinterbringen, daß er sehr gerne die Gräber der heiligen Apostel Peter und Paul besuchen möchte, welche dazumal außer den Ringmauren von Rom waren. Stephan, wel-

cher von seinem Kämmerling schön belehret war, daß dieses eine der schicklichsten Gelegenheiten seyn würde, durch die Wege der Güte von diesem Prinzen jene Pläze zu erhalten, die noch in seiner Gewalt waren, antwortete Desiders Abgeordneten: „ Daß wann er in der Absicht kommen wolle, um der Kirche zurück zu geben, was ihr gebühre, so solle er der willkommene seyn. „ Allein Christoph und sein Sohn überzeuget, daß unter dieser Andachtsreise ganz andere Absichten verborgen lägen, ratheten dem Pabst, sich von diesem Prinzen nicht hintergehen zu lassen; und weil Rom damals eher ohne Oberhaupt, als in Freyheit ware, so ließ Christoph und sein Sohn, welche das höchste Ansehen hatten, zerschiedene Korps Truppen in die Stadt einrücken, die sie aus den neuen Staaten des Pabsts gezogen hatten. Der

Käm-

Kämmerling auf seiner Seite, unter dem Vorwand für die Erhaltung seines Herrn zu sorgen, ließ seine Parthengänger ebenfalls die Waffen ergreifen. Die ganze Stadt Rom befand sich demnach unter den Waffen: Christoph um den Longobarden den Eingang in die Stadt zu versperren; und der Kämmerling um sich vor den Anfällen seines Feindes zu schüzen. Indessen langte Desider mit einer beträchtlichen Armee an, und mit diesem zu einer Wallfart und Andachtsreise gar nicht passenden Gefolge verlangte er den Pabst zu sprechen.

Christoph widersezte sich dieser Unterredung mit allen seinen Kräften, und that, so viel er konnte, um den Pabst davon abwendig zu machen: allein die Rathschläge des Kämmerlings wurden vorgezogen. — Stephan zog von Rom

aus, und begab sich in die Kirche der heiligen Apostel Peter und Paul, allwo er mit dem König der Longobarden in Unterredung trat, die aber meistens in wechselseitigen Klagen und Vorwürfen bestund. Desider zeigte sich sehr beleidigt durch das Mistrauen, welches die Päbste und die Bürger von Rom in allen Vorfällen gegen ihn geäußert hatten, besonders aber, daß leztere bey seiner Ankunft die Waffen ergriffen hatten. Stephan warf ihm dagegen die nicht Erfüllung seines gegebenen Wortes wegen der seinen Vorfahrern versprochenen Zurückgabe der Pläzen des Exarchats vor. Indem sie sich auf solche Art über ihre gegenseitige Forderungen besprachen, hinterbrachte man dem Pabst die Nachricht, daß Christoph und der Kämmerling, jeder an der Spize einer ansehnlichen Partie Truppen, auf dem Sprung stunden

hand-

handgemein zu werden; daß aber doch die vornehmere Bürger der Stadt sich auf die Seite des Kämmerlings geschlagen, weil sie vernom̃en haben, daß Christoph als ein Freund der Franzosen sich der Vereinigung Seiner Heiligkeit mit dem Desider widerseze, und durch seine üble Anschläge an den Verwüstungen Schuld trage, welche die Longobarden in Campanien und auf ihren Gütern angerichtet hatten; das aufgebrachte Volk verlangte den Tod des Christophs.

Der Pabst begab sich sogleich in die Stadt, um diese Unruhen zu stillen. — Christoph, Sergius sein Sohn, und Dodon ein Abgesandter des Königs Karloman, in deren Geleite noch einige Franzosen waren, verfügten sich so bewafnet, wie sie waren, zum Pabst, um ihm über seine Vereinigung mit den Longobar-

barden Vorwürfe zu machen. Allein diese zur Unzeit angebrachte Vorwürfe thaten die nämliche Wirkung, die vormal des Kämerlings schmeichelhafte Vorstellungen gethan hatten. Der Pabst ward über ihr respektloses Betragen äusserst aufgebracht: er schloß noch ein engeres Bündniß mit Desider, den er zum zweytenmal besuchte, und nach einer wiederholten Unterredung ließ Stephan dem Christoph und seinem Sohn bedeuten, daß er ihnen frey stelle, entweder sich auf Lebenlang in ein Kloster zu verschliessen, oder sogleich nach der Kirche der heiligen Apostel zu verfügen, um sich daselbst vor ihm und dem König der Longobarden über zerschiedene Verbrechen, deren man sie beschuldigte, zu verantworten.

Der Vater und der Sohn schlugen

anfänglich beede Vorschläge aus. Allein man hatte in Rom nicht so bald vernommen, daß sie der Pabst dem König der Longobarden zur Strafe überlassen hatte, so sahen sie sich von allen ihren Freunden verlassen, und fielen in der Folge den Longobarden von selbst in die Hände. Desider schickte sie dem Pabst zurück, der ihnen zu verstehen gab, daß er ihr Leben auf keine andere Art retten könne, als wenn sie sich entschliessen wollen, das Ordenskleid anzuziehen, welches sie aus Noth gezwungen versprechen mußten. Man nahm sie in Verhaft, und der Kämmerling mit Einverständniß des Königs der Longobarden, aus Furcht, sie möchten sich bey dem Pabst auf das neue wieder einschmeicheln, ließ ihnen so gleich die Haare abschneiden. Christoph starb in wenig Tagen darauf: sein Sohn ward kurz vor Stephans Tod grausam

ermordet; und der Kämmerling ließ alle ihre Freunde und Anhänger ins Elend verweisen.

Nach diesen blutigen Auftritten verabschiedeten sich der Pabst und der König der Longobarden mit wechselseitigen Vergnügen über ihre Zusammenkunft. Vorzüglich groß ware die Zufriedenheit des Pabsts, welcher durch die Versprechungen und den Eidschwur des Desiders getäuscht, in der sichern Hoffnung lebte, daß ihm dieser Prinz ohne weitern Aufschub die Pläze des Exarchats einhändigen werde: er ware so überzeugt davon, daß er sogar an den französischen König Karl und dessen Mutter Berthrada ein Schreiben zu Gunsten dieses Prinzen, ganz mit dessen Lob angefüllet, abgehen ließ. Desider ware nicht mehr der treulose, der aussäzige, der Mann,

mit dem es ein Greuel wäre Bündnisse zu schliessen, wie er sich in seinen vorhergehenden Briefen ausgedrückt hatte: er nennte ihn izt seinen vortreflichen Sohn, den Retter, der ihn und die Römische Klerisey vor den Nachstellungen Christophs und seines Sohns befreyet hatte; dem er allein sein Leben zu verdanken hätte. Er sezte hinzu: „Daß dieser sein lieber Sohn der erlauchte König der Longobarden, den Gott erhalte, ihm alle Gerechtsame des heiligen Peters zu Handen gestellet habe.„ Indessen stund es gar nicht lang an, daß man in Frankreich ganz widersprechende Briefe von diesem Pabst erhielt: schon schrieb er beeden Königen Frankreichs wiederum im alten Ton, und bath sie auf ein neues, den Desider zur Rückgabe der seiner Kirche zugehörigen Pläzen anzuhalten. Diese schnelle

Ab-

Abwechslung rührte daher, weil Desider, welcher sich schmeichelte den französischen Hof wider den Pabst wegen seinem harten Betragen gegen dessen Liebling Christoph aufgebracht zu haben, nunmehr die Maske abzog, und ihm wegen nicht Erfüllung seiner Versprechen wissen ließ, was Gestalten er Nachricht erhalten, daß die französische Könige, und vorzüglich Karloman, bereit wären, in Italien einzufallen, um den Tod ihres Günstlings zu rächen, der nichts ohne ihren Befehl gethan hätte; deßwegen sie beede dermal darauf bedacht seyn müßten, sich mit einander zu verbinden, um diesen zween Monarchen den Eingang in Italien zu versperren.

Der Pabst erkannte izt seinen begangenen Fehler, und bereuete zu spat, daß er den eigennüzigen Rathschlägen die-

ses Prinzen Gehör geleistet. Dessen Tod, der im Hornung 772. erfolgte, so wie jener des Karlomans, der ihm schon im Christmonat 771. vorgegangen war, hatten dem ganzen Geschäft eine andere Gestalt gegeben, und den Zundel zu einem neuen Krieg zwischen Frankreich und den Longobarden gelegt. Karl, den wir in der Folge den Großen nennen werden, hatte die Staaten seines Bruders an sich gezogen, und die ganze französische Monarchie unter seiner Oberherrschaft vereiniget. Hadrian aus einem adelichen Römischen Geschlecht war zu gleicher Zeit dem Stephan im Pabstthum gefolget. Dieser neue Pabst, sey es, daß er mehr Geschicklichkeit besaß, als sein Vorfahrer, oder daß er durch eine Gegenparthey desselben zu dieser Würde gelangt wäre, hatte eine ganz verschiedene Regierungsform angenommen.

Er ließ die Anhänger des Christophs, und alle diejenige, die Paul Affiart ins Elend geschickt hatte, zurück rufen: man machte dem Kämmerling den Proceß, und da er den Vorgesezten von Ravenna in die Hände gefallen war, so mußte er Christophs und seines Sohns Tod, die er so grausam mißhandelt hatte, mit seiner Haut bezahlen.

Zum Glücke Hadrians ward das Bündniß, welches Karl den Großen und Desider noch bis dahin vereinigte, gebrochen: der erste Stof ihrer Entzweyung rührte daher, weil der französische König die Tochter des longobardischen wegen einer unbekannten Unfähigkeit Kinder zu zeugen verstossen hatte. Desider um sich an seinem Schwiegersohn zu rächen, gönnte dem Herzog von Aquitanien Hunaud, der sich gegen Karl

em=

empört, einen Unterschlauf an seinem Hof, und hatte zugleich die Wittib des Karlomans sammt ihren Kindern, die sich aus Furcht, wie jene des ältern Karlomans vor Pipin, mißhandelt zu werden nach Italien geflüchtet, in seinen Schüz aufgenomen. Um auch den Pabst mit Karl zu entzweyen, hatte Desider ihm auf ein neues die Zurückgabe der bekannten Pläzen angetragen, wofern er die Kinder des Karlomans krönen wollte: allein Hadrian, den die Beyspiele seiner Vorfahrer klüger gemacht, wich diesen Fallstricken aus, und nachdem er sich bey Karl ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er seinen Neffen die Krönung verweigerte, rief er ihn gegen diesen gemeinsamen Feind zur Hilfe auf, und bath ihn die Schankung, welche sein Vater Pipin dem heiligen Stuhl gemacht, und er selbst unterschrieben hätte,

te, einmal zur Wirklichkeit zu bringen.

Karl, welcher wohl einsah, daß Desider auf nichts so sehr bedacht wäre, als eine innerliche Empörung in Frankreich zu stiften, um ihn dadurch zu verhindern, mit seinen Truppen nach Italien zu ziehen, entschloß sich ihm vorzukommen, und nach verschiedenen Unterhandlungen, die sich alle zerschlagen, stellte er eine so zahlreiche Armee auf die Beine, daß man wohl merken konnte, es wäre dermal nicht nur um die Zurückgabe der Pläze des Exarchats zu thun, welche zu verlassen die Longobarden sich noch nicht hatten entschließen können.

An der Spize eines so beträchtlichen Heers rückte er allgemach an die Pässe der Alpen vor: er fand sie aber alle von Desider wohl besezt: man wurde

de wiederholtermalen Handgemein, ohne sie bezwingen zu können. Die Franzosen, welche durch eine so hartnäckige Gegenwehr so oft zurückgeschlagen worden, hatten schon den Gedanken gefaßt, von weitern Anfällen abzustehen, als auf einmal eine unerwartete Furcht, vielleicht das Geld der bey der feindlichen Armee versteckten päbstlichen Emissairs, die Longobarden zum Weichen gebracht. Unvermuthet verliessen sie ihre Fahnen und ihre vortheilhafte Posten. Desider von seinen Flüchtlingen verlassen, ward gezwungen ihnen zu folgen. Die Franzosen, welche keine andere Hindernisse mehr vor sich sahen als die steile Wege, giengen in zerschiedenen Abtheilungen über das Gebürge, und besezten das ebene Land. Desider hatte sich in Pavia, und sein Sohn Adalgise mit Karlomans Wittib und Kindern in Verona eingeschlos-

 sen.

sen. Karl nahm die Belagerung beeder Pläzen zu gleicher Zeit vor.

Adalgise that einen sehr schwachen Widerstand, um nicht in die Hände der Franzosen zu fallen, floh er nach Konstantinopel. Die Innwohner von Verona, als sie sich von dem Sohn ihres Monarchen verlassen sahen, öffneten ihre Thor, und überlieferten dem Feind die Wittib, sammt den Kindern Karlomans, welche nach Frankreich geschickt wurden. Da ihrer in der Geschichte nicht mehr gedacht wird, so läßt sich ihr unglückliches Schicksal von selbst daraus schließen, und vermuthen, daß man sie entweder geschoren, oder alle in der Stille habe umbringen lassen.

Desider zeigte in der Vertheidigung von Pavia größere Standhaftigkeit. Er hatte eine ganze Armee der besten Truppen

mit

mit sich in die Stadt gezogen. Karl der Grosse sah wohl ein, daß nur die Zeit und der Mangel an Lebensmitteln diesen Plaz bezwingen würden: er ließ daher alle Eingänge bestmöglichst verschliessen; und während dieser Belagerung machte er eine Andachtsreise nach Rom, um die Gräber der heiligen Apostel zu besuchen. Der Magistrat und alle Zünften der Stadt Rom kamen ihm entgegen, und er wurde von dem Pabst mit den nämlichen Ehrenbezeugungen empfangen, die man den Patricier und Exarchen zu erweisen pflegte.

Der Pabst und der König hatten sich zerschiedenemale über den gegenwärtigen Krieg besprochen, und auf das innigliche mit einander vereiniget. Von den orientalischen Kaisern geschah keine Meldung mehr, ob sie gleich Hadrian bey seiner Erhebung noch als seine recht-

mäßige Monarchen anerkannt hatte.

Man behauptet, der Pabst habe bey diesem Anlaß den Kaiser mit einer Sam̃lung der Kirchen Canonen nach der Ausgabe Dionys des kleinern beschenket. Hadrian wünschte ihm in der Zueignungsschrift, daß er sich bald von Pavia bemächtigen, und den Krieg mit der Eroberung des ganzen Longobardischen Reichs beschliessen möge. Karl bestätigte seiner Seits in der Rückantwort die Schankung Pipins, und kehrte wiederum zu seiner Armee zurück.

Die Hungersnoth hatte indessen in Pavia eine Aufruhr gegen den Desider erwecket, in welcher die Bürger den Herzog von Aquitanien Hunaud, als den Zundel dieses Krieges, und die Quelle des Ungemachs, das sie erlitten, tödeten.

Der

Der König der Longobarden, aus Furcht die Aufrührer möchten ihn dem Karl ausliefern, glaubte ein gelinders Schicksal hoffen zu dürfen, wenn er seinem Feind die Thore selbst öfnete. Er übergab sich, seine Frau und seine Kinder auf Gnade und Ungnade dem Ueberwinder, der ihn im Jahr 774. nach Frankreich schickte, und zu Korbie in ein Kloster sperren ließ, wo er seine Tage endigte.

Die Herzoge und Häupter der Longobarden unter sich entzweyet, ohne König und ohne Oberhaupt unterwarfen sich Karl dem Großen: er ward als König dieser Nation öffentlich ausgerufen, und gekrönt. Dieser Prinz sezte in ganz Italien die französische Oberherrlichkeit fest: er übergab sogleich dem Pabst alle Pläze des Exarchats, die er dem Ai-

stulph abgenommen hatte, und die Geschichtschreiber behaupten, daß er die Schankung des Pipins um ein beträchtliches vermehret habe.

Allein wann gleich dieser fromme Monarch die Staaten der Päbste erweiterte, so wußte er doch der weltlichen Macht die rechtmäßige Gränzen zu sezen, so wie sie Untergebenen, die noch von einer höhern Macht abhangen, angemessen sind. Wir haben gesehen, daß die zween Gregors und ihr Nachfolger, unter dem Vorwand Italien vor der Sekte der Bilderstürmer zu schüzen, sich zu Häupter und Regenten von Rom und eines Theils von Italien aufgeworfen hatten: die rechtmäßige Macht des Monarchen machte nun diese aufkeimende Oberherrschaft verschwinden; oder wenigstens machte sie ihr einen Aufschub. Al-

les gehorchte den unumschränkten Befehlen Karls des Großen: seine königliche Beamte verbesserten die Gerichtssprüche, welche die Päbste über ihre Unterthanen ausgesprochen hatten; und sie selbst nahmen zu den Gerichtsstühlen des Königs ihre Zuflucht, wie wir in der Geschichte des Leo III. sehen werden.

Dieser Pabst, ein Nachfolger des Hadrians, schickte sogleich Abgesandte an Karl, sagt Eginhard, welche ihm die Schlüssel zum Grabe des heiligen Peters, und die Fahne der Stadt Rom, als ein Zeichen seiner Oberherrlichkeit, nebst einer Menge Geschenke überbrachten. Diese päbstliche Abgeordnete hatten den Auftrag den König zu bitten, einen seiner Höflinge nacher Rom zu schicken, der in seinem Namen den Römern den Eid der Treue abnähme: und

nichts beweiset mehr die Oberherrlichkeit dieses Monarchen, als die gerichtliche Untersuchung, welche er über die diesem Pabst von Pascal und Kampul dem Neffen seines Vorfahrers geschehene Beleidigung angestellet.

Diese zween römische Bürger, welche über seine Erhebung zum Pabstthum einen Verdruß geschöpft, hatten sich gegen den Leo verschworen: einst griefen sie ihn in einem öffentlichen Bittgang an, und wollten ihm die Augen ausstechen, und die Zunge ausschneiden. — Der Pabst war so glücklich, ihren mörderischen Händen zu entwischen, und sich zu Karl zu flüchten, den er um seinen Schuz und um Gerechtigkeit gegen die Römer bath. Seine Feinde im Gegentheil schickten Abgesandte an den König, die den Leo zerschiedener Verbrechen beschul-

schuldigten. Der König, um die Wahrheit zu erheben, schickte Abgeordnete nach Rom, welche den Pabst zurück begleiteten, und sich eine ganze Woche hindurch in der Untersuchung aller wider ihn eingebrachten Anklagen beschäftigten.

Karl folgte bald selbst seinen Abgeordneten nach: er kam zu Schife nach Italien, begab sich nach Rom, und verlegte sich mit Ernst auf die Aufdeckung der Wahrheit oder Falschheit jener Beschuldigungen, die man dem Pabst zur Last legte. Er fand weder Ankläger noch Zeugen: dem Pabst wurde der Reinigungseid aufgetragen, und er schwur auf die heilige Evangelien, daß er sich keines jener Verbrechen schuldig wisse, deren man ihn beschuldigte. Karl erklärte ihn auf diesen Eid unschuldig, und verdamte den Pascal und den Kampul zum

Tod. Da aber der Pabst um Gnade vor sie bath, wurde die Todesstrafe in eine Landesverweisung abgeändert, und die Ruhe in Rom ward durch das Ansehen dieses Monarchen und die Verurtheilung dieser Aufrührer wiederum hergestellet.

Der Pabst und die Römer, um diesem Monarchen ihre Dankbarkeit für seine Wohlthaten zu bezeugen, und sich zugleich seines Schuzes zu versichern, entschlossen sich ihn als abendländischen Kaiser auszurufen. Dieser Titel ware im Occident seit dem Jahr 476. erloschen: er legte eigentlich der Macht eines Prinzen, der nicht nur Rom den Siz des Reichs besaß, sondern auch Herr über den größten Theil von Italien, Deutschland und Frankreich war, nichts weiters bey. Man behauptet, daß Leo

um

um sich an den Orientalischen Kaisern, welche zerschiedenen Päbsten übel begegnet waren, zu rächen, sich dieser Gelegenheit bedienet habe, um sich ganz ihrer Oberherrlichkeit zu entziehen.

Dem sey, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß er diesen Anschlag mit den ersten Bürgern von Rom verabredet hatte, welche ganz erfreuet waren, diesen großen Titel in Occident wiederum empor zu bringen.

An dem heiligen Christtag, als Karl sich in der Kirche des heiligen Peters befand, sezte ihm der Pabst eine goldene Krone auf das Haupt, und hängte einen langen purpurfarben Mantel um seine Schultern, welches von dem Volk mit einem allgemeinen Zurufen begleitet wurde. Man hörte von allen Seiten

die

die Worte ertönen: Leben und Siege Karl dem Unüberwindlichen, von Gott gekrönt, dem großen und friedsamen Kaiser der Römer. All dieses geschah im Jahr 800. Der Pabst, sagen die Geschichtschreiber, verehrte den Kaiser auf den Knien. Indessen ware der äußerliche Schimmer dieses Gepränges grösser, als das wesentliche desselben, weil es dem Karl keinen Daumen breit mehr Boden gab, als er scho n besaß. Dieser Prinz versicherte in der Folge: daß wann er das Vorhaben des Pabsts fruher in Erfahrung gebracht hätte, er an diesem Tag, so hoch auch das Fest war, nicht würde in die Kirche gegangen seyn. Leo verehrte Karl den Grossen immer als seinen rechtmäßigen Monarchen. Man kan nichts so ergebenes und so Ehrfurcht volles lesen, wie die Schreibart seiner Briefen; in diesen findet man Anzeige, daß Karl alle Ge-

richts-

richtsstühle jener Staaten, die Pipin dem heiligen Stuhl geschenkt hatte, mit seinen kaiserlichen Beamten besuchen lassen, welche zu Recht sprachen, und seine Befehle befolgten.

Alles zitterte in Italien unter der Macht eines so gerechten und allgemein gefürchteten Kaisers: allein er ware kaum todt, so beschäftigten sich sowohl Leo als seine Nachfolger mit nichts mehrer, als mit dem Bestreben, dieses Ansehen wieder zu schwächen, ungeachtet sie demselben ihre ganze Grösse zu verdanken hatten. Die Vorfahrer des Leo bedienten sich künstlich der Waffen der Longobarden, um die Herrschaft der Griechen herabzusezen: hernach ruften sie die Franzosen gegen die Longobarden auf, weil diese leztere in Italien zu mächtig geworden waren: endlich, nachdem sie das Ansehen der Orienta-

li-

lischen Kaiser durch die Macht der Longobarden; und die Monarchie dieser leztern durch die siegreiche Waffen der Franzosen gänzlich unterdrückt hatten, brachten sie zerschiedene Anschläge zu Werke, wodurch sie sich auch dieser rechtmäßigen Oberherrlichkeit entzogen; zulezt zwangen sie dieselbe gar Italien zu verlassen, und ihren Ruckweg wiederum über die Alpen nach Frankreich zu nehmen.

So weit die Geschichte des Herrn Abbts von Vertot. Indessen haben die deutsche Kaiser doch niemal aufgehört ihre Rechte über das päbstliche Gebiet und das sogenannte Eigenthum des heiligen Peters gegen alle Widersezlichkeit der Päbste auszuüben: wie wir aus dem nachstehenden Anhang ersehen werden.

Anhange
von den Rechten der deutschen Kaiser auf das päbstliche Gebiet, und das sogenannte Eigenthum des heiligen Peters.

Die Päbste leiten die Rechte ihrer Oberherrlichkeit über die Stadt Rom und dessen Gebiet von den Zeiten des großen Konstantins her. Dieser Kaiser solle dem damaligen Pabst Silvester dem vierten Tag nach seiner Taufe nicht nur die Stadt Rom, sondern ganz Italien und das weitschichtige Occidentalische Kaiserthum geschenkt haben, wobey noch von beträchtlichen Herrschaften über dem Meer, in Judenland, Griechenland, Asien, Thracien, Africa, und zerschiedenen andern Inseln Meldung geschieht. Ich will den Schankungsbrief Konstantins, so wie er uns aus der falschen Decretalen-Sammlung des Jsidors ist überliefert worden, zu besserer Aufklärung dieser Fabel hier einrücken.

Wir (Kaiser Konstantin) hielten es mit all unsern Statthaltern, dem ganzen Rath, und unsern Vornehmsten, wie auch dem gesammten unserm Römischen Reich unterworfenen Volk für nüzlich, daß gleichwie der heilige Peter für den Statthalter des Sohnes Gottes auf Erden gehalten wird, also sollen die Päbste, die die Stelle des Apostelfürstens vertretten, mehr Herrlichkeit von uns und unserm Reich erhalten, als unserm kaiserlichen Ansehen hier auf Erde anstehet, so wie wir ihn und seine Nachfolger für standhafte Fürsprecher bey Gott halten.

Wir befehlen demnach, seine heilige Römische Kirche eben so, wie unsere irdische kaiserliche Macht, ehrerbietig zu verehren, und mehr als unser Reich und zeitlichen Thron den geheilig-

ligten Stuhl des heiligen Peters zu verherrlichen, indem wir ihm die kaiserliche Macht, Würde, Stärke und Ehre ertheilen. Dabey verordnen wir, daß er sowohl über die vornehmste Kirchen zu Alexandria, Antiochia, Jerusalem, und Konstantinopel, als auch über alle Kirchen Gottes in der ganzen Welt die Oberherrlichkeit behalten solle: und jeder Pabst der heiligen römischen Kirche soll aller Priester Oberhaupt auf Erden seyn, und seinem Gericht soll sich alles, was zur Ehre Gottes, und zur Befestigung des christlichen Glaubens gehöret, unterwerfen. (und weiter unten)

§. 1.

Wir haben der heiligen Kirche, zur Zierde der Beleuchtung, Güter eingeräumt, und selbe mit zerschiedenen Schankungen bereichert, so wie

wir Jhm aus unserer grossen Freygebigkeit sowohl in Ost, und West, als Sud und Nord, nemlich in Judenland, Griechenland, Asien, Thracien, Africa, Italien, und mehrern Inseln unsern kaiserlichen Gewalt zugestanden haben, damit durch unsern heiligen Vater Silvester und seine Nachfolger alles angeordnet werde. (und weiter unten)

§ 2.

Unserm heiligen Vater Silvester, und all seinen Nachfolgern, die bis an das Ende der Welt auf dem Stuhl des heiligen Peters sizen werden, geben wir von iezt an unsern kaiserlichen Pallast, das Lateran genannt; ferner das Diadem, nemlich die Krone unsers Haupts, die Infel, den Mantel, und das Halsband, so wie auch das purperne Kleid, und den

Scharlachrock mit all unserm kaiserlichen Anzug; ingleichen die Würde der kaiserlichen Ritter: unsern kaiserlichen Scepter, auch alle Fahnen, und Panner nebst zerschiedenem kaiserlichen Schmuck, und was noch unser kaiserliches Ansehen, Herrlichkeit und Macht begleiten mag.

§ 3.

Den ehrwürdigen Geistlichen aber, die in zerschiedenen Aemtern der heiligen römischen Kirche dienen, wollen wir jene Ehre insonderheit und vorzüglich zugethan wissen, die unserm ersten Rath erwiesen zu werden pflegt: wir erheben sie nemlich zu allen jenen kaiserlichen Würden, welche die Patricier und Bürgermeister begleiten; und gleichwie das kaiserliche Gefolg geehret wird, so befehlen wir die Geistlichkeit der heiligen römischen

Kirche zu ehren; und so wie die kaiserliche Macht mit mehrern Aemtern, als Kammerherrn, Thürhütern und Wächtern gezieret ist, also wollen wir auch die heilige römische Kirche damit gezieret sehen, und damit das päbstliche Ansehen aufs herrlichste hervorleuchte, so befehlen wir auch, daß die Pferde der Geistlichen mit leinenen Reutzeug von der weissesten Farbe ausgeschmückt, und also geritten werden. Und gleichwie unser Rath sich der Sandalien von weisser Leinwand bedienet, also sollen auch die Geistlichen sich derselben gebrauchen, damit das irrdische, wie das himmlische zur Ehre Gottes gezieret sey.

§ 4.

Vor allem aber ertheilen wir diesem unserm heiligen Vater und allen seinen Nachfolgern aus unserer Ver-

ord-

ordnung die Erlaubniß: daß sich niemand widersezen solle, wann sich einer aus dem Rath freywillig in den geistlichen Stand begeben will.

§ 5.

Wir haben demnach auch beschlossen, daß er und seine Nachfolger sich des Diadems, das ist, der Krone, die wir ihm von unserm Haupt aus dem feinsten Gold und den kostbarsten Edelsteinen erlaubeten, gebrauchen, und zur Ehre Gottes, und des heiligen Peters tragen mögen. Dem heiligen Vater aber selbst, weil er über die Krone des Klerikats, die er zur Ehre des heiligen Peters tragt, jene von Gold zu tragen sich geweigert, haben wir eine weisse Infel, welche die Auferstehung des Herrn vorstellet, seinem heiligen Haupt mit eigenen Händen aufgesezt, und dabey aus Ehrerbietigkeit gegen den

heiligen Peter die Dienste eines Knechts geleistet; indem wir den Zügel seines Pferds gehalten: wir befehlen ferner, daß sich dieser Insel alle seine Nachfolger besonders bey öffentlichen Umgängen nach unserm Beyspiel bedienen sollen.

§ 6.

Damit also die päbstliche Würde nicht gering geschäzt, sondern mehr als die Würde, Ehre, und Macht des irrdischen Reichs verehret werde, so übergeben wir, wie oben gemeldet, unsern kaiserlichen Pallast, samt der Stadt Rom, und allen Provinzen, Ortschaften, und Städten Italiens, auch des abendländischen Reichs unserm heiligen Vater und Pabst Silvester, und wollen kraft dieser unsrer kaiserlichen und allgemeinen Verordnung, daß sie hinfüro ihm und seinen

nen Nachfolgern nach den Rechten der heiligen römischen Kirche zustehen soll.

§ 7.

Wir haben es daher geziemend gefunden, uns und unsers Reiches Macht in die Orientalische Länder zu übertragen, und in der Provinz Bizanz am bequemsten Ort unserm Namen eine Stadt zu erbauen, auch unser Reich dort festzusezen, weil es nicht billig ist, daß der irrdische Kaiser da einige Gewalt habe, wo das Fürstenthum der Priester und das Haupt der christlichen Religion vom Kaiser des Himmels ist eingesezt worden.

§ 8.

Wir gebieten demnach, daß alle diese Satzungen, welche wir durch unsere gegenwärtige geheiligte kaiser-

liche und allgemeine Verordnungen fest-
gesezt und bestättiget haben, bis an
das End der Welt unverlezt und stand-
haft gehalten werden sollen: dahero
wir vor dem lebendigen Gott, der uns
zu herrschen befohlen, und vor dessen
fürchterlichen Gericht beschwören, daß
weder einer unserer Nachfolger, we-
der der Fürnehmsten oder Obristen des
Reichs oder des Raths, oder des ge-
meinen Volks in der ganzen Welt,
das jezt oder künftig unserm Reiche
wird unterworfen seyn, sich unterste-
he auf einige Weis oder Art diese un-
sere kaiserliche Verordnung zu brechen,
oder umzustossen. Sollte aber, das
wir nicht vermuthen, ein derley Ver-
achter und Widersprecher jemal auf-
stehen, so solle er mit dem ewigen
Fluch beladen seyn, und die Heilige
Gottes samt den Fürsten der Apostel
Peter

Peter und Paul in diesem und dem zukünftigen Leben zu Feinden haben, und in der tiefesten Hölle mit den Teufeln und allen Gottlosen durch das Feuer gepeiniget werden: dieses Blatt aber unserer kaiserlichen Verordnung haben wir mit eigener Hand unterschrieben, und auf das Grab des heiligen Peters des Fürsten der Apostel gelegt. Gegeben zu Rom den 3ten April, der Regierung unsers Herrn des Flavius Konstantins im 4ten Jahr.

Nach dem Innhalt dieses Schankungsbriefes hätte also Konstantin das Abendländische Reich ganz, so wie es dazumal war, dem Pabst überlassen, und er wäre, so zu sagen, um diesem neuen Monarchen auszuweichen, nach Bizanz gezogen, wo er sich ein neues Kaiserthum stif-

stiften mußte, weil er das alte an die Nachfolger des heiligen Peters abgetreten hatte. Die in dem § 7. der obstehenden Urkunde vorkommende Stelle zeiget es deutlich an.

Wäre dieses, so müßten Spuren vorhanden seyn, nach welchen die Päbste, sobald Konstantin seinen Siz nach Bizanz verlegte, mit einer unumschränkten Macht über das ganze Abendland geherrschet hätten: allein es wäre überflüßig das Gegentheil zu beweisen, welches einem jeden auch minder aufgeklärten in der Geschichte von selbst aufstosset. Wir wollen uns demnach bey diesem Märchen nicht weiter aufhalten, sondern die zwote Epoke, jene nämlich des fränkischen Königs Pipin und seines Sohns Karl des Großen, nachspüren, in welcher wir zuverläßigere Urkunden des Ursprungs der

weltlichen Macht der Päbste antreffen werden. Die Art, wie Gregor II. und seine Nachfolger Stufenweise dazu gelanget sind, haben wir in der vorhergehenden Vertotischen Abhandlung bereits gesehen.

Nun aber entstehet die wichtige Frage: ob Karl der Große die von seinem Vater Pipin der Kirche geschenkte weitschichtige Staaten samt der Stadt Rom und derselben Gebiet den Päbsten mit oder ohne Vorbehalt seiner kaiserlichen und des Reichs Oberherrlichkeit überlassen habe? Eine authentische Urkunde dieser Karolinischen Uebergabe mangelt uns, weil vielleicht kein so getreuer Ueberlieferer dieser Alterthümer, wie Isidor war, seitdem mehr aufgestanden ist: es komt also lediglich auf Thathandlungen der Kaiser an, die diesen Zweifel berichtigen müssen.

Karl

Karl der Große war der erste Kaiser des neuhergestellten abendländischen Reichs, und zugleich derjenige, der die Pipinische Schankung nicht nur bestättigte, sondern sogar vermehrte, und erweiterte. Bey diesem also müssen wir still stehen, und unsere Beobachtungen anfangen.

Wie verhielt sich Karl als Kaiser gegen den Pabst, und die ihm anvertraute Stadt Rom? — So, wie sich ein unmittelbarer Regent gegen einen seiner ersten Unterthanen und gegen sein Eigenthum zu verhalten pflegt: er bezeigte dem Pabst in Rucksicht seiner geistlichen Würde die gebührende Ehrfurcht, im übrigen behandelte er ihn als seinen Unterthan. Er ließ sich von ihm und dem Römischen Volk huldigen: der Pabst selbst verehrte ihn bey seiner Krönung auf den Knieen.

en. Karl sprach in allen vorkommenden Strittigkeiten (auch jene sogar, welche die Person des Pabsts betrafen, nicht ausgenommen) zu Rechte; die Stadt und ihr Gebiet mußten ihm den schuldigen Tribut bezählen, und die gewöhnliche Geschenke liefern: alle Gerichtstühle des damaligen Kirchenstaats waren mit kaiserlichen Beamten, und alle feste Pläze mit kaiserlichen Truppen besezt: dem Pabst blieb außer der Nuznießung dieser Staaten weiter nichts übrig. Alles dieses haben wir oben in der Geschichte des Leo III. gesehen.

Nun auf seine Nachfolger? — Wie sich Ludwig der Fromme und Lothar gegen die Päbste betragen haben, findet man bey Konring, und dem Verfasser des kaiserlichen Rechts auf Italien. Einige Schriftsteller wollen zwar den Päbsten

sten

sten schon um diese Zeit eine Mitherrschaft über die Stadt Rom eingestehen: allein sie ist sehr zweifelhaft, und beynahe unerweislich. Der Fehler rühret daher, weil sie meistens die geistliche von der weltlichen Macht nicht genugsam unterschieden. Hingegen finden wir bey diesen beeden Kaisern die deutlichste Spuren des kaiserlichen Bestättigungsrechts bey den Pabstwahlen: auch wurden ihre Namen auf die römische Münzen gesezt, welches allemal ein Zeichen der höchsten Oberherrlichkeit war.

Ludwig ließ dem Leo IV. seine Ungnade bedeuten, weil er sich unterfangen hatte einige Bürger der Stadt Rom zum Tod zu verurtheilen. Er sah es als einen wirklichen Eingrif in die kaiserliche Oberherrlichkeits-Rechte an, und schickte deßwegen seinen Enkel

Ber-

Bernard nach Rom, welcher die Sache untersuchen, und von dem Pabst Genugthuung begehren mußte. Es wird in der Lebensgeschichte dieses Pabsts angeführt, daß er wiederholtermalen bey dem Kaiser um die Befreyung von dem kaiserlichen Bestättigungsrecht, aber allzeit umsonst, angehalten habe. Thegan gedenket ferner der Huldigung, welche Stephan IV. und das römische Volk diesem nemlichen Kaiser abgelegt, als von einer Sache, die dazumal gar nicht mehr neu war. Als unter Karl dem Kahlen ein Haufen der Sarazener in das römische Gebiet eingefallen waren, schrieb ihm der Pabst Johann VIII. in den dringendsten Ausdrücken: „ Daß er „ dieses Land, vor allen seinen übrigen „ Staaten, als sein Eigenthum zu „ schüzen schuldig seye. „ Und seinen Nachfolger Karl den Dicken rufte Had-

rian III. zu Hilfe um den Spoletinischen Herzog Widdo Einhalt zu thun; den er auch gefangen nahm, und aller seiner Ehren entsezte. Da aber dessen Wittwe nach des Karls Tod die Stadt Rom besezen, und ihren Sohn als Kaiser ausrufen ließ, bezwang Arnulph die Stadt, und wurde von dem Pabst Formos gekrönt, nachdem ihm das Volk zuvor den Eid der Treue geschworen. Sein Sohn Ludwig starb in der Minderjährigkeit, und mit ihm hatte das Karolingische Haus in Deutschland ein Ende. Unter den zween folgenden Kaisern Conrad, und Heinrich bis auf Otto I. war in Italien alles ruhig.

Es ist zwar nicht zu laugnen, daß die Päbste in dieser Zwischenzeit mehrmalen die Schranken ihrer Macht überschritten, und nicht geringe Versuche ge-

wagt

wagt haben, den Kaisern ihre Oberherrlichkeit streitig zu machen: allein dieses Betragen rührte meistens daher, weil die Kaiser zum Theil mit ihren eigenen Hausangelegenheiten in Deutschland beschäftiget, keine Zeit fanden sich mit den Italienischen Staaten abzugeben; zum Theil öfters selbst einer päbstlichen Unterstüzung bedurften, um sich auf dem Thron zu erhalten: deßwegen sie ihnen aus Erkanntlichkeit zuweilen solche Freiheiten ertheilten, die sie in der Folge zu bereuen Ursache hatten, doch aber niemal zu einigem Nachtheil des Reichs, und seiner Rechten erwachsen könnten.

Otto der Grosse ware der erste, der nach den deutschen Unruhen das kaiserliche Ansehen in Rom und ganz Italien wiederum empor gebracht. Sobald es ihm die Händel dieser Nation

erlaubten, reisete er selbst dahin: Johann XII. und das gedrückte römische Volk ließen ihn durch Abgesandte dazu erbitten, um den Gewaltthätigkeiten des Berengars Einhalt zu thun. Er rückte mit einer starken Armee in den Kirchenstaat ein, und alle Städte öfneten ihm, als ihrem rechtmäßigen Oberhaupte ohne Widerstand die Thore. Als er in Rom ankam, krönte ihn der Pabst Johann, und huldigte ihm sammt dem ganzen römischen Volk, welchem Otto dagegen den Schuzeid leistete. Kurz hernach aber ließ sich dieser Pabst in eine Verschwörung gegen den Kaiser ein, und als Otto ihn nicht nur dieses, sondern mehrerer abscheulichen Verbrechen schuldig fand, sezte er ihn mit Einwilligung eines eigens dazu versammelten Kirchenraths ab. Bey dieser Gelegenheit erlaubte der Kaiser dem römischen Volk,

und

und der Klerisey (um seine Unpartheylichkeit an Tag zu legen) einen neuen Pabst zu wählen; sie verfielen auf einen Römer, der unter dem Namen Leo VIII. den apostolischen Stuhl bestieg: mußten sich aber nach vollzogener Wahl gegen den Kaiser mit einem Eid verbinden, hinfür ohne seine Bewilligung an keiner Pabstwahl mehr Antheil zu nehmen.

Otto ließ während seinem Aufenthalt viele römische Bürger am Leben strafen, weil sie sich gegen ihn verschworen hatten. Die Ruhe war dadurch gänzlich hergestellt: allein kaum hatte er der Stadt den Rücken gekehrt, so empörte sich ein großer Theil derselben auf das neue: die Mißvergnügten ruften den abgesezten Pabst Johann wieder zurück, und jagten dagegen den Leo fort. Sie giengen noch weiter: als Johann starb,

wollten sie doch den Leo noch nicht erkennen, sondern erwählten, ihres Eides vergessen, einen gewisen Benedikt.

Otto brachte sie durch eine harte Belagerung zum Gehorsam; er ließ sich zum zweytenmal huldigen, und sezte den vertriebenen Leo wieder ein. Allein nach dessen Tod hatte der mit gleicher kaiserlicher Einstimmung gewählte Pabst Johann XIII. ein nicht viel bessers Schicksal: die Römer jagten ihn abermal zur Stadt hinaus, welche Unbild aber Otto dadurch rächte, daß er dreyzehn der Vornehmsten aus dem Adel durch den Strang hinrichten ließ. Sein Sohn Otto II. wurde im Jahr 967. zu Rom gekrönt: nach dessen Tod seine Gemahlin Teophanes drey ganze Jahre, während der Minderjährigkeit des Otto III. in dieser Stadt regierte. Dieser junge

Prinz hatte nicht sobald seine Volljährigkeit, und mit dieser den Thron erlanget, als er sein Ansehen in Rom gleich seinen kaiserlichen Voreltern zu behaupten gesucht. Auf die Nachricht, daß Johann XV. mit Tod abgegangen, war er der erste, der es wagte einen deutschen Pabst zu wählen. Es war Gregor V. sein nächster Anverwandter, ein Sohn des kärntischen Herzogs Otto, und ein Enkel des fränkischen Königs Konrad.

Sobald Otto III. seine deutsche Angelegenheiten in Ordnung gebracht, eilte er wieder nach Rom, um sich von Gregor krönen zu lassen. Bey dieser Gelegenheit saß er öffentlich zu Gericht; machte zerschiedene Verordnungen, und verwies den Crescent, welcher den Päbsten beträchtliche Unbilden zugefügt hatte, ins Elend. Dieser nämliche Crescent, wel-

cher nach des Otto Zurückkehr in Deutschland wieder neue Unruhen angefangen, wurde endlich von diesem Kaiser nach einer langen Belagerung der Engelsburg, in welche er sich geflüchtet hatte, gefangen, und enthauptet. Bey diesem Anlaß blieb Otto ein ganzes Jahr in Rom, und ließ sich während demselben sehr angelegen seyn, das kaiserliche Ansehen daselbst zu vergrössern. Es solle auch sein wahrer Ernst gewesen seyn, Rom aufs neue zur Hauptstadt des abendländischen Reichs zu machen, und seinen ordentlichen Siz darinn aufzuschlagen, wann ihn nicht sein fruhzeitiger Tod daran gehindert hätte.

Als Conrad II. im Jahre 1026. nach Italien zog, kam ihm der Pabst Johann XIX. bis nach Como entgegen, und krönte ihn mit Zuziehung des Erz-

bischofs Heriberts in Mayland. — Conrad ließ sich in Ravenna und allen übrigen italienischen Staaten huldigen. Endlich langte er in Rom an, wo er sich zum zweytenmal mit großem Gepränge krönen, und huldigen ließ. — Wippo erzählet, daß er in der Folge nach Apulien gegangen, wo er Benevent und Capua samt allen übrigen Städten dieser Provinz theils mit Gewalt erobert, theils ohne Wiederstand in Besiz genommen. Den Normännern erlaubte er in Apulien zu wohnen, und gebrauchte sich derselben gleich den übrigen daselbst wohnenden Reichsvasallen gegen die Griechen.

Heinrich III. dessen Sohn zeigte sich durch die Absezung dreyer Afterpäbste, die in Rom zugleich regierten, wie groß dazumal sein kaiserliches Ansehen

daselbst war. Nachdem er zu Sutri eine Kirchenversammlung veranstaltet hatte, in welcher er den Vorsiz behauptete, und das alte Recht erneuern ließ; fürohin keinen Pabst mehr ohne kaiserliche Einwilligung zu erwählen, gieng er den folgenden Tag nach Rom, und wählte den Bischof von Bamberg Suidger einen Sachsen von Geburt zum Pabst, welcher den Namen Clemens II. annahm, und ihn hernach samt seiner Gemahlin Agnes krönte. Heinrich sezte auch den von seinem Vater verstossenen Fürsten Pandulph von Capua wieder in seine vorige Würde ein; und belehnte die Normänner mit allen den Städten, die sie den Griechen in dieser Gegend abgenommen hatten.

Man könnte glauben: der frühzeitige Tod dieses Kaisers habe das kaiserliche

liche Ansehen in Rom in etwas herabgesezt; das jugendliche Alter Heinrichs IV. schien den Päbsten ein bequemer Zeitpunkt zu seyn ihre alte vermeintliche Ansprüche wieder hervorzusuchen, und an der Vergrösserung ihrer weltlichen Macht zu arbeiten. Sie sahen den Kaiser von den Reichsständen verachtet; jeder that im Reich, was er wollte; der stärkere unterdrückte den schwächern: sie glaubten nicht minder berechtiget zu seyn, das nemliche zu thun.

Es hatte eben dazumal ein Mann den Stuhl Peters bestiegen, dem Gewalt und Freyheit ausserordentlich am Herzen lag. Gregor VII., welcher die Kaiser für Unterdrücker der Kirche hielt, behauptete, daß die Päbste nicht nur in geistlichen, sondern auch in zeitlichen Sachen von Gott den Monarchen vor-

gesezt

gesezt seyen. Er schloß sie nicht nur allein von allen Ansprüchen auf die Stadt Rom aus, sondern machte ihnen sogar das bis dahin ausgeübte Bestättigungsrecht der Pabstwahlen streitig. Schon sein Vorfahrer Niklaus II. hatte sich die Minderjährigkeit Heinrichs IV. zu Nuzen gemacht, und vermög einem feyerlichen Dekret die Wahlfreyheit festgesezt. Sein Nachfolger gieng um einen Schritt weiter: kein Bischof — vielweniger ein Pabst sollte mehr einem weltlichen Monarchen einen Huldigungseid ablegen. Gregor verlangte zulezt gar, daß man das Kaiserthum als ein päbstliches Lehen ansehen solle.

Man muß sich verwundern, wie in einer so kurzen Zeit eine so große Veränderung in den Grundsäzen und der

Denkungsart habe vorbeygehen können. Kurz zuvor sah man die Kaiser noch ihre Oberherrlichkeit nicht nur über Rom und dessen Gebiet, sondern selbst über die Päbste ausüben, — und nun verlangt Gregor den Vasalleneid von denjenigen, welchen seine Vorfahrer den ihrigen geschworen hatten.

Allein dieser Heinrich, der in seiner Minderjährigkeit sich alles mußte gefallen lassen, erwachte, sobald er die Regierung übernahm: das erste war, daß er die Wahl des Gregors ungültig erklärte, weil sie ohne seine Einwilligung vorgenommen worden. Er schickte deßwegen den Grafen Eberhard nach Rom, und ließ die Römer fragen: mit welchem Recht sie ohne sein Vorwissen zu dieser Wahl geschritten wären. Gregor entschuldigte sich, daß er von

dem Volk gezwungen worden diese Würde anzunehmen: allein Heinrich wollte durchaus nicht gestatten, daß man ihn consecrire, bevor er nicht von ihm die Bestättigung seiner Wahl erhalten habe; welches Gregor sich auch mußte gefallen lassen. Die übrige Schicksale dieses Kaisers sind zwar bekannt, sie machen aber den Päbsten wenig Ehre. Daß ein unerlaubter Mißbrauch des Bannfluches so viele Furcht und Schröcken in den Gemüthern der Deutschen erreget, muß man der rohen und unaufgeklärten Denkungsart jener Zeiten zuschreiben; und daß die Aufhebung des Eides, wovon Gregor alle Reichsunterthanen losgesprochen, von einiger Wirkung gewesen, davon muß man die Ursache in den Privatfeindschaften derjenigen suchen, die aus Rächern ihrer eigenen Unbilden Vertheidiger solcher

bis

bis dahin unerhörten Rechten des römischen Stuhls geworden.

Man kan indessen die Standhaftigkeit dieses Kaisers nicht genug bewundern. Seine Erniedrigung zu Canossa war mehr Folge der Verzweiflung, um die Anschläge seiner Feinde zu vereiteln, als eine wirkliche Feigheit. Die Entschlossenheit, mit welcher er diesen Schritt ausgeführt, zeuget von seiner Geistesstärke. — Die in dem Jahr 1081 unternommene Belagerung von Rom ist ein klarer Beweis, ob er dadurch seine Rechte auf diese Stadt, und die päbstlichen Staaten aufgegeben habe. Sein größter Gegner Gregor VII. starb zu Salerno 1085. im Elend.

Sein Sohn Heinrich V. blieb den Grundsäzen seines Vaters getreu. Als

ihn

ihn Pascal II. vor den zu Troyes 1107. versammelten Kirchenrath rufen ließ, um sich über die damals obwaltende Beschwerden des Investiturrechts zu verantworten, gab er ihm durch seine Gesandte zur Antwort: „ Daß diese Sache nicht auf „ fremden Boden, sondern zu Rom mit „ dem Degen entschieden werden müsse. „ Wir lesen die Verzicht, welche dieser Pabst auf alle Reichsgüter und weltliche Regalien that, bey Dodechin. Der Kaiser zog mit einer Armee von dreyßig tausend Mann vor Rom: bey dessen Ankunft ließ ihm Pascal wissen: „ Er se„ he wohl, daß es ihm nur um die zeit„ liche Güter der Kirche zu thun sey. — „ Er sey bereit ihm alle Städte, Her„ zogthümer, Margrafschaften, Grafschaf„ ten, Münzen, Zölle, Marktgerechtig„ keiten, Vogteyen, die Rechte der Cent„ grafen, oder Baurengerichte, die Ve-

stun-

„ stungen, und alle Mayergüter, die je-
„ mals zu dem Reich gehöret, mit all
„ ihren Zugehörungen, die Vasallen und
„ Schlösser; alles nämlich, was die
„ Päbste von den Kaisern Karl, Lud-
„ wig, Otto und Heinrich bekommen
„ hatten, abzutretten. Die Kirche solle
„ sich blos mit den Zehenden, Opfern,
„ und denjenigen Gütern begnügen, die
„ sie von Privatpersonen geschenkt be-
„ kommen, oder gekauft habe. Denn,
„ sagt er, es ist sowohl durch das gött-
„ liche als die Kirchengeseze befohlen,
„ daß die Geistlichen sich nicht mit
„ weltlichen Dingen abgeben sollen,
„ und daß sie nicht einmal nach Hof
„ kommen sollen, als um einen Ge-
„ fangenen zu retten, oder anderen,
„ die bedrängt sind, Hilfe zu schaffen.
„ Daher saget auch der Apostel Paul:
„ Wenn ihr Gericht zu halten habt,

„ so sollen es die Geringeren unter
„ euch thun. Bey euch aber (in Deutsch-
„ land) sind die Bischöfe und Aebbte
„ so sehr mit weltlichen Geschäften ü-
„ berhäufet, daß sie beständig bey Hof
„ seyn, oder Kriegsdienste leisten müs-
„ sen, welches nicht ohne Raub, Brand
„ oder Todschläge geschehen kan. Die
„ Diener des Altars sind Diener des
„ Hofs geworden, weil sie Städte,
„ Herzogthümer, Grafschaften, Mün-
„ zen, Vestungen, und andere Dinge,
„ die dem Reich mit Diensten behaf-
„ tet sind, bekommen haben: eben da-
„ her sey auch der unausstehliche Ge-
„ brauch gekommen, daß die Bischö-
„ fe noch vor ihrer Weyhe sich von
„ den Königen haben müssen investi-
„ ren lassen. Diese Investitur solle
„ nun der Kaiser gegen die Rückga-
„ be der Regalien fahren lassen.

Daß

Daß diese Verzicht Pascals nicht zu Stande gekommen, muß man den deutschen Bischöfen, und selbst den weltlichen Reichsfürsten zuschreiben, welche ihren öffentlichen Unwillen darüber bezeigten, weil sie fürchteten, die Kaiser möchten durch diese Rückgabe zu mächtig werden.

Friedrich I. unterließ eben so wenig die kaiserliche Rechte gegen die Eingriffe der Päbste zu schüzen, und all dasjenige zu ahnden, was sein Ansehen kränken könnte, als seine Vorfahrer. Bey der Zusammenkunft zu Nepi weigerte er sich dem Hadrian IV. den Steigbügel zu halten, ob es gleich die mehreste seiner Vorfahrer bis dahin gethan hatten; er wollte auch das in der Lateranischen Kirche ausgestellte Gemälde weg geschaffet wissen, worinn Lothar als ein päbstli-

cher Vasall vorgestellet war. Da wir, sagte er, durch die Wahl der Fürsten von Gott allein das Reich haben, so widerspricht ein jeder der Anordnung Gottes und der Lehre des heiligen Peters, der vorgiebt, wir hätten die kaiserliche Krone als ein Lehen von dem Pabst empfangen. Er befahl daher seinen Notarien in den Schreiben an den Pabst seinen Namen dem päbstlichen vorzusezen: und äusserte dabey: „ Entweder müßte der Pabst die Schreib„ art seiner Vorfahrer an den Kaiser „ annehmen, oder es müße ihm er„ laubt seyn, sich in seinen Schreiben „ der Schreibart seiner Vorfahrer der „ Kaiser zu bedienen. „ Nicht lange hernach gebrauchten sich die päbstliche Abgesandte in einer an ihn zu Augsburg gestellten Anrede folgender Ausdrücken. Salutant vos venerabiles fratres, &c.

tamquam Dominum, & Imperatorem urbis & orbis. Und Hadrian, den die Römer aus der Stadt vertrieben, als er durch die kaiserliche Hilfe wiederum auf seinen Stuhl gelang, versprach ihm, daß er sich ins künftige keiner weltlichen Regierung in der Stadt mehr anmassen, sondern lediglich mit der geistlichen Macht sich begnügen wolle. Auch die Römer behaupteten anfänglich, wenn Friederic wolle gekrönt werden, so müße es mit ihrer Einwilligung geschehen; sie aber seyen nicht gesinnt ihm dieselbe anderst als gegen eine beträchtliche Geldsumme zu ertheilen: allein Friederic ließ auf diese Erklärung seine Armee anrucken, und schlug nicht nur die hochmüthige Rebellen gänzlich auf das Haupt, sondern richtete selbst in der Stadt ein erbärmliches Mezeln an; dabey sagte er ihnen: daß

er nicht nach Rom gekommen seye, um Geseze anzunehmen, sondern zu geben. Als sie in der Folge noch immer unruhig waren, und der in kaiserlichen Schuz aufgenommenen Stadt Tusculo hart zusezten, machte er unter ihren Truppen in seinem zweyten Feldzug eine solche Niederlage, daß kaum der dritte Theil davon in die Stadt zurück kam. Er verjagte sogar den Pabst Alexander III., weil er ohne kaiserliche Einwilligung war gewählet worden, und sezte statt seiner Pascal III. auf den Thron. Er wurde das kaiserliche Ansehen noch höher gebracht haben, wann ihn die aufrührische Mayländer, und die deutsche Unruhen, die Heinrich der Löw in seiner Abwesenheit angesponnen, nicht zu einem Ruckzug gezwungen hätten, auf welchem er sich mit dem Pabst Alexander zu Venedig aussöhnte: daß

ihm aber der Pabst bey dieser Gelegenheit auf den Kopf getretten seye, ist schon längst von den einsichtvollesten Geschichtschreibern für eine Fabel erkennt worden.

Von Heinrich VI. dessen Sohn ist vorzüglich merkwürdig, daß er auf seinem Rückzug aus Sicilien nach Deutschland die Herzogthümer Spoleto und Ravenna sammt der Mark Ancona unter seine Höflinge vertheilte, die er als Herzoge und Margrafen derselben erklärte. Welches deutlich genug beweiset, daß die Kaiser um diese Zeit noch in völligem Besiz dieser Länder gewesen, so wie sie es auch von den Erbgütern der berühmten Mathild waren, von welchen wir unten reden werden.

Allein nach dem Tod dieses Kaisers gerieth Deutschland in jene große Ver-

wirrung und schädlichen Zwist in der Kaiserwahl, der zu einem so blutigen innerlichen Krieg Anlaß gegeben. Es regierten zween Könige auf einmal, Philipp und Otto: der erste hatte zwar die mehrere deutsche Fürsten auf seiner Seite, und die Schäze des Reichs in seinen Händen: allein er war dem damaligen Pabst, der sich in dieser Entzweyung zum Schiedrichter aufgeworfen, wegen seinen Voreltern eben so verhaßt, als er den erstern lieb ware. Innocenz III. einer der größten Päbste, die jemal gewesen, saß auf dem römischen Stull: sein Hauptgeschäft war, das von Friedric I. empor gebrachte kaiserliche Ansehen, so viel es ihm möglich war, wieder herab zu sezen, und die in seinem Sinne von den Kaisern unrechtmäßiger Weise in Besiz genommene Kirchengüter an sich zurück zu bringen.

Die in Deutschland entstandene Kriege, wodurch 4 ganze Jahre mit wechselweisen Verheerungen und Plünderungen zugebracht wurden, gaben ihm Zeit genug seine Anschläge ins Werk zu sezen, und nach und nach die meisten italienischen Fürstenthümer der kaiserlichen Oberherrschaft zu entziehen: er machte mit den Herzogthümern Spoleto, Ancona, Camerino, und den Städten Pesaro und Sinigallia den Anfang: dadurch ward der Grund zu dem heutigen sogenannten Kirchenstaat gelegt: das Beyspiel reizte noch mehrere, und Innocenz versprach allen denen, die ihn um Beystand ersuchten, seinen Schuz. Man liest in der Folge von wenigen Kaisern mehr, die ihre Oberherrlichkeit mit dem Nachdruck, wie die Heinriche und Friedriche, geltend gemacht haben: die mehreste konnten von Deutschland nicht abkommen,

wo ihre Hauptbeschäfftigung war (wie sich ein heutiger Periodenschreiber gut ausdrückt) Reichstäge zu entledigen, und Empörungen zu dämpfen. Dabey sich die Päbste sehr wohl befanden.

Frideric II. mußte dahero der erste die päbstliche Macht in ihrer ganzen Stärke fühlen. Man zwang ihn eine weitschichtige Kapitulation zu unterschreiben, wann er anderst wollte gekrönet werden; welches unbefugte Betragen des römischen Hofes das wechselweise Mistrauen beförderte: dann, wann sich gleich die Kaiser zuweilen solche Unbilligkeiten mußten gefallen lassen, um sich auf dem Thron zu erhalten, so vergassen sie doch die Beleidigung nicht, sondern suchten alle Gelegenheiten, sich wieder an den Päbsten zu rächen; woraus nur üble Folgen entstehen konnten. Frideric thate

te es anfänglich dadurch, daß er die Absichten des Pabsts in Beförderung der Kreuzzügen verhinderte, weßwegen ihn Gregor IX. mit dem Kirchenbann belegte.

Dieser nemliche Pabst beklagte sich ferner, daß Frideric bey seinem zweyten Zug in Italien die Römer gegen ihn aufgewieglet, und die päbstliche Legaten gehindert habe gegen die Albigenser ihre Schuldigkeit zu thun. Worauf der Kaiser aber antwortete: „Er seye in „Rom nur seinen eigenen Vasallen, „nach dem Beyspiel seiner Vorfahrer, „beygestanden; wider die Legaten a„ber habe er würklich grössere Ursachen „zu klagen, als der Pabst, indem sie die „ohnehin unruhigen Mayländer wider „ihn anzuhezen gesucht; weßwegen er „sie schärfer hätte behandeln können, „wann er nicht so viele Achtung gegen

„den

„ den römischen Stuhl getragen. „ Dem allem ungeachtet kündigte ihm eben dieser Pabst zum zweytenmal den Bannfluch an.

Dieses feindliche Betragen des Pabsts bewog den Frideric endlich einen Einfall in den Kirchenstaat zu wagen, wo er schleunige Eroberungen machte, weil viele Städte, und selbst ein grosser Theil der römischen Burgerschaft noch immer gut kaiserlich gesinnt waren. Gregor ergrief alle geistliche und weltliche Mittel, um sich diesen Gast vom Hals zu schaffen; er schrieb sogar an die deutschen Fürsten, daß sie ihn absezen sollten, und schlug ihnen einen andern vor: worauf sie ihm aber zur Antwort gaben: Es stünde dem Pabst wohl zu einen Kaiser, den sie zu wählen die Macht hätten, zu krönen, niemal aber selbst

ei-

einen solchen aufzustellen. Als er sich von dieser Seite verlassen sah, forderte er die Franzosen und Engelländer auf — und zulezt ließ er das Kreuz gegen den Frideric predigen, und ertheilte denen, die gegen ihn streiten würden, die nemliche Abläße, als wenn sie gegen die Türken und Sarazener zu Felde zieheten. — Frideric ließ sich aber nicht irre machen, sondern suchte den noch übrigen Theil des Kirchenstaats in seinen Gewalt zu bringen; bis endlich Gregor im Jahr 1241. starb. Innocenz IV. sein Nachfolger, welcher als Cardinal so gut kaiserlich gesinnt war, wurde als Pabst ein grösserer Feind Friderics als sein Vorfahrer. Er war ein Mann von grossem Geiste und Entschlossenheit; und als ihn der Kaiser schon glaubte gefangen in seinen Händen zu haben, mußte er vernehmen, daß er nach Lyon entflohen

flohen, wo ihm Frankreich Schuz leistete. Von da aus schickte Innocenz grosse Geldsummen nach Deutschland, um die deutschen Fürsten zu bewegen den Frideric abzusezen, und einen andern Kaiser zu wählen. Er legte ihnen sogar diese neue Wahl zur Nachlaß ihrer Sünden auf, und nachdem er den Heinrich von Thüringen überredet hatte, das Reich anzunehmen, unterstüzte er ihn mit Geld und Mannschaft gegen den Frideric. Er ließ den Bannfluch zum drittenmal wider ihn verkündigen, und die Dominikaner und Minoriten, welche das Kreuz wider ihn predigen mußten, ertheilten dem Volk, das ihre Predigten anhörte, grosse Ablässe. Die Sicilianer sprach Innocenz von dem Eide der Treue los; und so oft auch Frideric bey ihm um Versöhnung bath, schlug er ihm selbe ab. Frideric mußte

te demnach seine Sache gegen alle allein verfechten. Er schlug sich mittlerweil mit den päbstlichen im Kirchenstaat tapfer herum, und so wenig er auch damit ausrichtete, weil er von Deutschland keine Hilfe hatte, so verfocht er doch seine Rechte, so viel es an ihm war, meisterlich, und man kan nicht sagen, daß er so vielen Feinden jemal ganz unterlegen seye. Er starb endlich als Held, gleichsam mit den Waffen in der Faust, auf seinen Erbgütern in Apulien: ein wahres Schlachtopfer der damaligen päbstlichen Verbitterung gegen die deutsche Kaiser; dieser Nation aber muß man selbst die Schuld beylegen, daß er die kaiserliche und des Reichs Rechte gegen die Päbste nicht mit besserm Erfolg behaupten konnte.

Das Reich lag indessen in einer mehr

dann 20jährigen Spaltung. — Die Päbste, um diese Epoke zu benuzen, hätten sich ganz an das königliche französische Haus angeschlossen: beede Theile zogen aus dieser Verbindung wechselweise Vortheile: das erste, weil die Päbste dazumal einen so grossen Antheil an den Kaiserswahlen hatten, erhielt dadurch einen nicht geringen Einfluß in die deutsche Angelegenheiten; und leztere, welche an diesem Hause eine so starke Stüze hatten, vergrösserten die Kraft ihrer Machtsprüchen, wodurch das kaiserliche Ansehen in Italien immer mehr vermindert wurde.

Indessen ward Rudolph von Habsburg im Jahr 1273. zu Frankfurth einmüthig zum Kaiser erwählt. Dieser fand gleich bey seiner Thronbesteigung an dem päbstlichen Hofe einen starken

Geg-

Gegner an dem Alphons von Castilien, und er wurde vielleicht von diesem eifersichtigen Nebenbuhler viel übles zu befürchten gehabt haben, wann nicht eben ein allgemeiner Kirchenrath zu Lyon versammlet gewesen wäre, dessen Väter sich mit solchem Ernst des Rudolphs angenommen, daß Gregor X. welcher ohnehin ein redlicher und fromer Mann ware, gleichsam gezwungen worden ihn als Kaiser zu erkennen: doch mußten seine Gesandten zuerst die ehemal dem Kaiser Frideric II. vorgeschriebene Kapitulation unterzeichnen, in welcher vordersamst die päbstliche Besiznehmung der Mark Ancona, und des Herzogthums Spolero gutgeheissen war. Rudolphs Gesandte liessen sich alles gefallen, und ohne daß er selbst dasjenige, was man ihm vorgelegt, weder eingesehen, noch förmlich anerkennt hatte, un-

terschrieben sie, wasman von ihnen verlangte. Man mußte den Zeitpunkt benuzen, um dem Nebenbuhler Alphons zuvor zu komen, und ihm keine Zeit zu lassen mit seinen alten Ansprüchen wieder hervor zu tretten. Hier mag ein mittelmäßiger Rechtsgelehrter entscheiden, ob derley Verzichten einige Rechtskraft haben; und obwohl sie Rudolph in der Folge bey seiner Zusammenkunft mit dem Pabst zu Lausanne aus eben dieser Ursache selbst bestättigte, so könnte sie doch dem Reich, und seinen Rechten niemal zu einigem Nachtheil gereichen. Es läßt sich ein gleiches von der Zurückgabe des Exarchats, und der Provinz Pentapolis sagen, welche Rudolph troz allen Zudringlichkeiten der Päbsten bis auf die Zeiten Niklaus III. verzögerte; es seye, daß diese Zurückgabe selbst mit einem Willebrief der

Deut=

deutschen Fürsten bestättiget worden, so ware doch allemal nur von der Nuzniessung und nicht von der Reichsoberherrlichkeit die Rede, welche leztere von dem Majestätsrecht unabsönderlich ist, und nach dem allgemeinen Saz der Publicisten mit Gültigkeit niemal kan veräußert werden.

Daß Adolph von Nassau alles im alten Stand gelasseu, muß man mehr seinem Unvermögen, als einem Mangel an Erkenntniß seiner Rechte zuschreiben. Er ware so arm, daß er nicht einmal die Krönungskosten zü bezahlen im Stand gewesen. Seine Wahlkapitulation ware noch überdas ein Werk der Dekretalisten, die in dem dritten Artikel derselben hatten einfliessen lassen: Daß er während seiner Regierung nichts gegen die Geistlichen unternehmen wolle. Daß er

aber doch die Macht, welche sich die damalige Päbste anmaßten, den Königen das Kriegführen zu verbieten, in keinen Bedacht genommen, beweisen die Zurüstungen, die er im Jahr 1297. gegen das ausdrückliche Verboth des Pabsts Bonifaz VIII. zu einem Feldzug gegen den König Philipp gemacht. Hingegen vermochte dieser Pabst mit all seiner vorgeblichen Macht nicht ihn auf dem Thron zu erhalten, als die Reichsstände einmal entschlossen waren ihn abzusezen. Es ist das erste Beyspiel in der Geschichte, daß ein Kaiser gegen den ausdrucklichen Willen des Pabsts ist abgesezt worden. So oft ein Gegenkaiser erwählet worden, hatten die Päbste immer Antheil daran, entweder weil sie den rechtmäßigen selbst verfolgten, oder sich wenigstens dazu gebrauchen liessen, um ihrer Macht dadurch ein grösseres Ansehen zu geben.

Adolph war niemal nach Rom gekommen, so wenig als sein Vorfahrer Rudolph, und sein Nachfolger Albrecht. Weßwegen der Pabst diesen leztern weder als Kaiser erkennen, noch bestättigen wollte: er behauptete nach den Grundsäzen Gregors VII. und des Innocenz III. „Daß ihm das Recht zustehe, die „Eigenschaften eines gewählten römischen „Königs zu untersuchen, und über sei„ne Tauglichkeit oder Untauglichkeit zu „urtheilen, bevor man ihn dafür hal„ten könne.„ In dieser Rucksicht ließ ihm Bonifaz bedeuten: „Daß er bin„nen sechs Monaten vor ihm erscheinen „solle, widrigenfalls er alle Reichsun„terthanen von dem Eide los sprechen „werde, den sie ihm geleistet haben.„ Albrecht, der eben mit dem Kurfürsten von Maynz und dem Herzog von der Pfalz die Hände voll zu thun hatte,

 woll-

wollte seinen Feinden keine Gelegenheit geben, dieses Mißverständniß in ihren Vortheil zu ziehen: er schickte daher Gesandte nach Rom, die ihn mit dem Pabst aussöhnen sollten. Als diese aber nichts ausrichteten, bekümmerte er sich zulezt wenig mehr um den Pabst, sondern war einzig und allein darauf bedacht, die Unruhen in Deutschland beyzulegen. Bonifaz, dessen Irrungen inzwischen mit dem König Philipp von Frankreich den höchsten Grad erreicht, lernte nun den Abgang und die Nothwendigkeit der kaiserlichen Hilfe und Unterstüzung einsehen, und both dem Albrecht dasjenige von selbst an, was dieser vorher mit Bitten nicht hatte von ihm erhalten können. Albrecht nahm alles an, war aber niemal dahin zu bewegen, daß er wegen den päbstlichen Händeln gegen Philipp die Waffen ergrief, weil dieselbe nicht

eigentlich die römischen Reichslehen angiengen, mit welchen er als Kaiser einige Verbindung hätte, sondern lediglich aus Ursache eines Gesezes entstanden waren, vermög welchem Philipp verboth, daß kein Geld mehr außer Land gehen sollte, dadurch der Pabst und die Cardinäle eine reiche Quelle ihrer Einkünfter verloren, welches für den Kaiser und das Reich eine ziemlich gleichgültige Sache war. Der Pabst hatte dem Albrecht sogar das Königreich Frankreich als ein Geschenk anerbothen, wann er den König Philipp mit Krieg überziehen wollte allein der Kaiser sah wohl ein, wie lächerlich ein solches Geschenk der ganzen Welt vorkommen mußte.

Nach dem Tod Albrechts kam Heinrich VII. von Luxenburg auf den Thron. Dieser fand es für gut, weil schon drey sei-

seiner Vorfahrer nicht mehr nach Italien gekommen waren, einen Römerzug vorzunehmen, um die daselbst beynahe ganz verlorene Reichsrechte wieder hervor zu suchen. — Die Päbste hatten sich indessen mit Frankreich ausgesöhnt, und um sich näher an die Quelle ihrer Einkünften zu sezen, ihren Stuhl nach Avignon verlegt. Der immerwährende Zusammenstoß ihrer Rechte in der Stadt Rom mit jenen der Kaiser mag auch ein Beweggrund dieser Abänderung gewesen seyn: sie versprachen sich von den Königen in Frankreich große Unterstüzung gegen die vermeintliche Bedrückungen der Kaiser. Allein um auf dieser Seite freyern Luft zu schöpfen, fielen sie auf der andern in eine weit härtere Staatsgefangenschaft: nur drückten sie diese Barde nicht so sehr, weil sie freywillig gewählt, und schimmerender als die erste

wa-

waren. Heinrich fand Rom von Welfen und Gibellinen besezt, deren die ersten, von dem Pabst Klement V. heimlich unterstüzet, ihm bey seiner Ankunft die Thore sperrten. Er konnte deßwegen nicht im Vatican gekrönet werden, sondern diese Feyerlichkeit ward gegen alle Wiedersezlichkeit der anwesenden Cardinälen, die man mit Gewalt dazu zwingen mußte, in der Lateranischen Kirche vollzogen. Als sich Heinrich wegen dieser Beleidigung an dem König Robert von Neapel, einem Liebling des Klements, welcher den Welfen Beystand geleistet, rächen wollte, und zu diesem Ende schon eine große Armee zu Wasser und zu Land zusammen gebracht hatte, ward er zu Buonconvento, nicht weit von Sienna, von einem Dominikanermönche in der Communion (Gott weiß auf wessen Anstiftung) vergiftet: —

wodurch der entworfene grosse Plan zur gänzlichen Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens in Italien auf einmal vereitelt worden.

Ludwig V. aus Baiern fand an dem Johann XXII. einen Pabst, der dem Hause Frankreich noch mehr ergeben war, als alle seine Vorfahrer, und dabey noch den Wahlspruch führte: „ Die „ Uneinigkeiten der Könige und Fürsten „ machen den Pabst erst zum Pabst, „ indem er alsdann gefürchtet werde, „ insonderheit aber seyen die Zwietrachten der deutschen Fürsten das „ Heil und der Friede des Pabsts, „ und der römischen Kirche. „ Was konnte man von solchen Grundsäzen anders hoffen, als daß er das kaiserliche Ansehen in und ausser Rom, obwohl er selbst zu Avignon saß, soviel mög-

lich zu kränken, und herabzusezen sich bemühen werde. — Johanns erste Absicht gieng dahin, sein vermeintliches Reichsvicariat in Italien geltend zu machen; und da Ludwig noch immer durch den innerlichen Krieg gegen Frideric von Oestreich in Deutschland aufgehalten wurde, suchte sich derselbe durch die Vertilgung der Gibelliner eine solche Macht zu erwerben, mit welcher er in der Folge im Stand wäre, dem Ludwig, wann er seine kaiserliche Rechte in Rom behaupten wollte, die Spize zu bieten. In dieser Absicht schickte er einen päbstlichen Legaten mit Truppen in die Lombardey: dem Ludwig blieb also nichts übrig, als die Häupter der Gibelliner, die ihn um Hilfe angerufen hatten, so viel ihm möglich war, zu unterstüzen, und den Legaten mit Gewalt von der Belagerung der Stadt May-

land abzutreiben, wodurch aber Johann so aufgebracht ward, daß er ihn auf der Stelle mit dem Kirchenbann belegte, dessen Folgen er ihm auch weit empfindlicher als allen seinen Vorfahrern fühlen ließ. Der sogenannte Proceß, den Johann gegen Ludwig an die Kirchenthüren von Avignon heften ließ, ist ein wahres Aergerniß in der Geschichte.

Ludwig, welcher wohl einsah, daß eine Vertheidigung gegen die in diesem Proceß vorkomende Klagpunkten an dem wider ihn so sehr eingenommenen päbstlichen Hof nichts nüzen würde, gieng im December 1323. nach Nürnberg, und legte daselbst vor einem Notar und Zeugen ein öffentliches Bekänntniß ab, kraft dessen er betheurte: „Daß er nie-„mal gesinnt gewesen sey gegen die rö-„mische Kirche etwas zu unternehmen,

die

„ die er auch fürohin als seine Mutter „ zu verehren, zu schüzen, und ihre Rech- „ te beyzubehalten gedenke: wenn er et- „ was gegen sein Wissen diesem zuwider „ gethan, sey er bereit es zu verbessern. „ Bey seiner Wahl sey nichts vorgegan- „ gen, daß nicht schon vor undenklichen „ Zeiten in Ansehung der Römischen Kö- „ nige von Rechts- und Gewohnheitswe- „ gen sey beobachtet worden: dafür hiel- „ ten es die Reichsfürsten sowohl, als „ die verständigste Leute des Reichs, und „ die Wahrheit gründe sich in den Cano- „ nen und Gesezen, und werde durch „ den Ausspruch aller Gelehrten der bee- „ den Rechten bestättiget. Daß er Re- „ bellen der römischen Kirche, oder Ke- „ zern solle Beystand geleistet haben, da- „ von sey ihm nichts bewußt: es hätte „ weder der Pabst noch sonst jemand den „ Galeaz (das Haupt der Gibelliner in „ Mayland) für einen Kezer erklärt: es „ müßte nur seyn, daß der römische Hof „ diejenige für Kezer erkläre, die dem „ Kaiser und dem Reich getreu seyen.„

Es sind aus dieser Erklärung die Bewegursachen leicht zu ersehen, auf welchen der Bannfluch Ludwigs gegründet war: im März 1324. ließ Johann durch das Reich verkündigen; „ Daß fürohin Niemand mehr weder geistlich noch weltlich „ unter Bedrohung des Bannes und bey „ Verlust aller Würden, Aemter, Lehen „ und Privilegien dem Ludwig als einem römischen König gehorchen solle: „ jederman sey von seinem ihm geleisteten „ Eid und Pflichten los gezählt, und alle „ seine Verbindungen, Verträge und Gemeinschaften sollen aufgehoben seyn. „

Ludwig schlief bey allen diesen Drohungen ruhig; und da es ihm indessen auf einer Seite gelungen war, seinen größten Gegner den Frideric von Oestreich in dem Treffen bey Mühldorf gefangen zu nehmen; auf der andern aber der unvermuthet erfolgte Todfall des Herzogs Leopold ihn von allen weitern Feindseligkeiten in Deutschland sicher stellete, so faßte er den ernstlichen Entschluß, selbst nach Italien

talien zu gehen, um den Pabst wenigstens auf dieser Seite zu demüthigen, und seine kaiserliche Rechte in Rom besser als in Deutschland geltend zu machen. Alle Umstände schienen ihm ungemein günstig zu seyn: die Gibellinen, welche vom Pabst durch den König Robert äusserst gedrückt waren, suchten seine Hilfe, und bothen ihm die nöthige Geldsummen zur Reise an, die ihm die deutsche Fürsten, aus Furcht dem Pabst zu misfallen, verweigert hatten. Die Römer aber, welche wegen der langen Abwesenheit der Päbste äusserst aufgebracht waren, sehnten sich auf seine Ankunft: kurz zuvor hatten sie den Welfisch gesinnten Adel sammt der Besazung des vom Pabst zum Reichsverweser aufgestellten Königs Robert zur Stadt hinaus gejagt, wodurch sie den Pabst zu nöthigen glaubten, seinen Siz wieder in Rom aufzuschlagen. Allein alles Bitten und Drohen ware umsonst; anstatt selbst nach Rom zu gehen, schickte Johann seinen Legaten den Kardinal Ursini an der Spize eines Haufens vertriebener Welfen,

sen, die von den neapolitanischen Truppen des Roberts unterstüzet die Stadt überrumpelten, und als sie von der tapfern Gegenwehr der Bürger zurück getrieben waren, sogar Feuer in den Vorstädten anlegten. Ludwig hätte keinen schicklichern Zeitpunkt wählen können nach Rom zu gehen, als diesen: die hilfbedürftigen Römer empfiengen ihn mit offenen Armen, und weil kein Kardinal anwesend war, verrichteten zwey der Vornehmsten der Stadt die Krönung; einige Bischöffe aber salbten ihn. — Der Pabst wurde vom römischen Volk selbst als ein Rezer und Verlezer der beleidigten Majestät öffentlich angeklaget, und von dem Kaiser mit Einwilligung der Geistlichkeit und des ganzen Volks, auch der Uebereinstimmung vieler deutschen und italienischen Kirchprälaten als von Christus selbst des Pabstthums beraubt erkläret, und förmlich entsezet. —

Niemal waren die Umstände günstiger, in Rom die kaiserliche und des Reichs Oberherrlichkeit wieder ganz herzustellen, als eben

ben dermal: die Stadt von den Päbsten verlassen; das Volk wider dieselbe äusserst aufgebracht; Italien in lauter kleine Herrschaften getheilt, die alle um sich zu erhalten, und der Gewaltthätigkeit des Pabsts zu widerstehen, dem Kaiser zugethan seyn mußten; kein Feind, der mächtig genug gewesen wäre dem Ludwig Widerstand zu thun, außer Robert, den er aber weit leichter, als alle seine Gegner in Deutschland wurde haben bezwingen können, wenn ihn die Reichsstände unterstüzet hätten: allein von dieser Seite fehlte es immer. — Der Pabst hatte die geistliche Kuhrfürsten nebst anderen großen Häusern, die auf Ludwigs Entsezung und seine Krone paßten, auf seine Seite gebracht: man ließ ihn ohne Truppen und ohne Geld; nothgezwungen mußte er große Steuren in Italien zu seinem und der Armee Unterhalt ausschreiben, welches ihn bey den ohnehin wankelmüthigen Italiänern bald verhaßt machte: seine Soldaten, die er zu bezahlen außer Stand war, plünderten und raubten, wo sie konnten; alles war dadurch in Wuth gebracht, und es kam so weit, daß Ludwig, den diese Nation als einen Retter Italiens und Roms, bey sei-

N nem

nem Einzug unter allgemeinem Frolocken und Freudengeschrey aufgenommen, nunmehr unter eben so allgemeinen Beschimpfungen des Pöbels als ein Landesverheerer mit Schaden und Spott seinen Rückzug nehmen mußte. Ludwig erwartete noch in Pavia eine Verstärkung von dem böhmischen König Johann: als aber niemand kam, verließ er Italien, und gieng bestürzt in Deutschland zurück, welches seine eigene Vortheile und Rechte auf eine so vorsezliche Weise vernachläßiget hatte. Es ist sich demnach nicht zu verwundern, wenn er endlich in der Folge durch diese Vorgänge muthlos gemacht, und um der Händeln mit den Päbsten einmal los zu werden, jene schimpfliche und seinen für die kaiserliche Rechte bisher geäußerten Grundsäzen so sehr entgegen gesezte Bedingnngen mit Benedikt XII. des Johanns Nachfolger einzugehen selbst anerbothen: worauf ihn dieser Pabst gerne von dem Bann würde los gesprochen haben, wenn es der König Philipp von Frankreich gestattet hätte, welcher den Benedikt bedrohete: „ Daß er in diesem Fall ärger mit „ ihm umgehen würde als ehemal Philipp „ der Schöne mit dem Bonifaz VIII. „

Kein

Kein gesunder Menschenverstand kan es begreifen, wie den Reichsständen bey dem so sehr herabgesezten kaiserlichen Ansehen die Augen noch nicht aufgegangen, da doch ein einziger einmüthig- und standhafter Schluß der Nation dieses ganze Luftgebäude der von Frankreich unterstüzten politischen Uebermacht der Päbste hätte zu Boden werfen können.

Karl IV. des **Ludwigs** Nachfolger mußte die Wirkungen derselben noch lange fühlen, obwohl die kurz vor **Ludwigs** Tod auf einem Reichstag zu Frankfurth abgefaßte Reichssazung die gänzliche Unabhängigkeit des Reichs von der päbstlichen Macht deutlich genug erklärte. Daß dem Pabst vor seiner Bestättigung gethanene Versprechen machte, daß sein Römerzug der allgemeinen Erwartung und Hoffnung, die man von seiner Geistes Größe geschöpfet hatte, gar nicht entsprach. Noch niemal ward ein Kaiser mit größern Ehrenbezeugungen in Italien empfangen, und keiner war gegen dieselbe gleichgültiger, als er. — Rom erstaunte, als es seinen Kaiser an dem nämlichen Tag die Stadt verlassen

sah, an welchem er gekrönet ward: man konnte sich unmöglich die Ursache davon vorstellen; sein Rückzug war einer Flucht ähnlich, ob ihn gleich kein Feind verfolgte. Das ganze Geheimniß lag in der Staatskunst des Pabsts verborgen. Indessen hatten doch die Römer seine Rechte über ihre Stadt und der derselben in ihrem Sinn anklebenden Oberherrschaft der Welt nicht verschwiegen, welcher Ausspruch allein für Karl hinlänglich gewesen wäre, etwas großes zu unternehmen, wann er Muth und Standhaftigkeit genug besessen hätte, von den Verbindungen abzustehen, die er mit dem Pabst eingegangen, um sich den Gegenkaiser Günther vom Hals zu schaffen. Man muß die Rechtfertigung seines Betragens in einer seines gleichen selten vorkommenden Gewissenhaftigkeit suchen: dabey gedenkte er doch dem Reich nicht zu schaden. Seine Verwendung und Betreiben, die sogenannte Goldene Bulle als ein Reichsgrundgesez für die künftige Zeiten in Stand zu bringen, ist ein überzeugender Beweis davon: wenigstens erhielt er dadurch so viel, daß der päbstliche Einfluß auf die Kaiserwahl, wodurch so viel übles bis dahin

hin entstanden, wo nicht ganz aufgehoben, doch um ein merkliches eingeschränket worden. Da die Kaiser um sich krönen zu lassen hinfüran nicht mehr nöthig hatten nach Rom zu gehen, so scheint es freylich, daß sie von dieser Zeit an ihre Rechte über diese Stadt gleichsam in Vergessenheit gesezet, weil ihnen die Gelegenheit ermangelte selbe auszuüben: hingegen ward auch den Päbsten dadurch der Weg abgeschnitten, diese Rechte so oft, wie vorher geschehen, zu kränken. Es durfte sich aber nur eine Gelegenheit ereignen, bey welcher die Päbste ihrer Pflichten gegen die Kaiser vergessen sich der ihnen von dem Reich geliehenen Macht zum Nachtheil desselben gebrauchen wollten, so säumete man nicht ihrer anmassenden Gewalt die höhere und rechtmäßige entgegen zu sezen.

Ein Beyspiel hievon liefert uns die Geschichte Karls V. Als dieser den französischen König Franz I. nach einem langwierigen Krieg bey Pavia geschlagen, und gefangen genommen; auf Bedingnisse aber wieder in Freyheit gesezet, trat Klemens VII. mit diesem überwundenen König in ein

Bündniß, und nachdem er ihn von aller Verbindung der in der Gefangenschaft dem Kaiser feyerlich gelobten Traktaten auf eine sehr befremdende Art los gesprochen, schickte er ihm Hilfsvölker in die Lombardey, und brachte auch die Venetianer gegen den Kaiser ins Feld. Karl verweilte nicht, dieses so unanständige und unbefugte Betragen des Pabsts, der seine ganze Macht dem Kaiser zu verdanken hatte, durch scharfe Bedrohungen zu ahnden: als aber nichts verfangen wollte, ließ er die Stadt Rom durch das dem Reich noch getreue Haus Colonna daselbst mit Truppen besezen, und den Pabst in der Engelsburg so lang gefangen halten, bis er endlich dem kaiserlichen Gesandten Moncada versprach, die den Franzosen geschickte Hilfsvölker aus der Lombardey so gleich zurück zu rufen, und das mit den Feinden des Kaisers geschlossene Bündniß aufzuheben, welches Klemens auch that. Als er sich aber in der Folge an dem Haus Colonna wegen diesen dem Kaiser und Reich treugeleisteten Diensten durch Verwüstung ihrer Güter zu rächen suchte, schickte Karl eine beträchtliche Armee unter Anführung des Bourbons nach Rom, welcher leztere

die

die Stadt ungeachtet der verzweifleſten Gegenwehr des Pabſts mit Einbuß ſeines eigenen Lebens durch Sturm eroberte, und zur Strafe des bezeigten Ungehorſams alle Schäze derſelben ſammt den Innwohnern der Wuth und Raubbegierde der Eroberer Preis gab, bey welcher Gelegenheit nur die Beute allein den Werth von einer Million Dukaten ſoll überſtiegen haben; die Verwüſtung der Stadt aber übertraf alle vorhergehende der wildeſten Völker, der Hunnen, Gothen und Wenden, an Grauſamkeit. Klemens ward dabey das zweytemal Kriegsgefangener, und mußte nebſt dem Verſprechen alle feſte Pläze des Kirchenſtaats in die Hände der Kaiſerlichen zu liefern, noch viermal hundert tauſend Dukaten Löſegeld für ſeine Perſon an die Armee auszahlen.

Von dieſer Zeit an haben wir freylich keine ſolche Auftritte mehr erlebet, weil die Päbſte gegen die Kaiſer beſſere Achtung zu tragen, und die Schranken ihrer Macht nicht zu überſchreiten gelernt haben: es ſcheinet auch, daß man ihnen bey dieſer Mäßigung von Seite des Reichs den ruhigen Be-

sitz ihrer Staaten gerne gegönet habe: doch verdienet einige Aufmerksamkeit, daß noch im Anfang dieses laufenden Jahrhunderts der kaiserliche Hof (aus einem Anlaß, der sich leicht vermuthen läßt) durch ein Zirkularschreiben, welches der damals in Rom anwesende kaiserliche Geschäftträger Abt Kauniz allen Kardinälen, außer den spanischen, einhändigte, den römischen Hof solle haben erinnern lassen: Daß weder Pabst, noch Kardinäle in zeitlichen Sachen sich kein größers Recht über den Kirchenstaat anmassen, als ihnen von Kaiser und Reich verliehen sey, indem sie keine Schankung der vorgebenden Kaiser dazu berechtige: und sollten diese Schankungsbriefe ihnen auch wirklich größere Freyheiten als andern Reichs-Vasallen erlauben, so möchten sie wohl in Bedacht ziehen, daß alle solche Schankungen der Kaiser ohne Einwilligung des Reichs ungültig seyn. Diese wichtige Zeitung wurde unterm 21. Heumonat des Jahrs 1708. selbst von Rom aus geschrieben. Ein gleiches Verhältniß, wie mit der Stadt Rom und derselben Gebiet, hat es mit dem sogenannten Eigenthum des heiligen Peters.

Die-

Dieses Eigenthum rühret ursprünglich von der berümten Prinzeßin Mathild her, (einer Erbtochter des reichen italienischen Margrafen Bonifaz und seiner Gemahlin Beatrix) die sich nach des Bonifaz Tod mit dem lothringischen Herzog Godfrid zu großem Mißfallen des Heinrich III. verehelichet. Mathild lebte am Ende des eilften und Anfang des zwölften Jahrhunderts in Hetrurien, allwo sie die Erbin zerschiedener beträchtlichen Provinzen war. Da sie keine Nachkommenschaft gezeuget, sezte sie den römischen Stuhl zum Erben ihrer Güter ein. Die Geschichte meldet von zwey Vermächtnissen, davon das erste, welches sie nach dem Baronius im Jahr 1097. errichtet, soll verloren gegangen seyn, daher sie ein zweytes im Jahr 1102. verfertigen ließ. Die Geschichtschreiber sind über die Länder, die sie dem heiligen Peter als ein Eigenthum vermacht, uneinig: so viel ist gewiß, daß selbe in einem beträchtlichen Theil des dermaligen Großherzogthum Toscana bestanden.

Die Kaiser waren über dieses Erbvermächtniß sehr unzufrieden, und hatten deßwegen immer Streitigkeiten mit den Päbsten. Heinrich IV. behauptete, daß Mathild

thild diese Länder, als eigentliche Reichslehen ohne kaiserliche Einwilligung nicht habe veräussern können, und in dieser Rucksicht nahm Heinrich V. dessen Sohn schon im Jahr 1115, das ist gleich nach dem Tod der Mathild, Besiz davon. Lothar sein Nachfolger gieng mit dem Pabst Innocenz II. zwar friedfertige Verträge ein, mit denen aber die nachkommende Kaiser nicht zufrieden waren. Konrad belehnte dahero mit einem Theil derselben den Guelphus einen Bruder Heinrichs des hochmüthigen Herzogs zu Baiern und Sachsen, welche Belehnung Friederic I. nicht nur gutgeheissen, sondern noch dazu alles übrige, was zu dieser Erbschaft gehörte, zusammenbrachte, und dem obgedachten Guelphus zueignete. Pabst Hadrian konnte es freylich nicht gleichgültig ansehen: allein der Kaiser, welcher sich zu keiner Rückgabe verstehen wollte, schlug ihm unpartheyische Rechtsgelehrte als Schiedrichter vor, die das streitige Recht entscheiden sollten. Der Ausspruch fiel für den Kaiser aus, und so sehr auch der Pabst über diesen Vorschlag zörnete; so mußte er es doch dabey bewenden lassen. Nach des Guelphus Tod zog

Fri-

Friederic alle diese Güter wieder an sich, bis er endlich dieselbe dem Pabst Alexander durch einen gütlichen Vergleich zu Lehen überließ. Zur nemlichen Zeit, als Frideric sich mit Alexander in Venedig über diese Streitsache verglichen hatte, starb ein anderer italienischer Graf Bertinoro mit Namen, welcher nach dem Beyspiel der Mathild seine Güter ebenfalls der römischen Kirche vermachen wollte: allein Friederic gestattete es durchaus nicht, und zog selbe ohne alle Rucksicht an sich, weil es Reichslehen waren, die Bertinoro als Vasal ohne Einwilligung des rechtmäßigen Lehenherrns zu veräussern nicht befugt war. Heinrich VI. der Sohn und Thronfolger des Friederics machte seinen Bruder Philipp zum Herzogen in Tuscien, und belehnte ihn mit allen Mathildischen Ländern, die er wegen den Streitigkeiten mit dem römischen Stuhl als ruckfällige Lehen erklärte. Philipp aber trat selbe nach des Heinrichs Tod (um sich die Gunst des Pabsts zu gewinnen) samt allen Regalien (das einzige Monte Fiascone ausgenommen) wider ab. Als Otto IV. im Jahre 1209. nach seiner Zurückkunft von Rom

die

die Rechte und Ansprüche des Reichs auf alle päbstliche Staaten durch eigends dazu bestimmte Rechtsgelehrte untersuchen ließ, und fand, daß der römische Stuhl zerschiedene Städte, worunter auch die Mathildische, ohne rechtmässigen Titel besäß, befahl er selbe sogleich mit seinen Truppen zu besezen. Friederic II. gab sie unter gewisen Bedingnissen wieder zurück, und nahm sie bald darauf wieder in Anspruch. — Und so gieng es von einem Kaiser auf den andern. So lang die Päbste sich gegen die Kaiser und das Reich, als getreue und gutgesinnte Vasallen verhielten, gönnte man ihnen ihre durch die Freygebigkeit der Kaiser erhaltene Reichslehen, sobald sie aber ihrer Pflichten vergessen, einen üblen Gebrauch davon machen wollten, behandelte man sie so, wie man unruhige Vasallen zu behandeln berechtiget ist. — Und hierinn bestehen die Rechte der deutschen Kaiser über diese päbstliche Besizungen.

Anmerkung

einiger Druckfehler, welche dem Verfasser als Geschichte- oder Chronologiefehler könnten angerechnet werden.

S. 98. anstatt dem Paul liese dem Stephan

S. 111. — vor Pipin — von Pipin

S. 144. — Ludwig — Ludwig II.

S. 145. ist die ganze Stelle von Thegan unrecht eingeschaltet worden, und solle dieselbe anstatt an diesem Platze, am Ende des vorhergehenden Absatzes Seite 144. (wo noch von Ludwig dem Frommen die Rede ist) stehen.

Der Herausgeber bittet dieser, und einiger anderer zwar minder wichtigen Druckfehler halber ein gütige Nachsicht, indem er die Correctur nicht selbst besorgen konnte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vertot, René Aubert de,

Ursprung der weltlichen Macht der Päbste

Ravenna und Pentapolis [i.e. Kempten] 1781

J.can.p. 1086
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10547117-6
VD18 1351587